



7. November 1922

JULIUS KALISKI · DER EINZIGE WEG

ES gibt keinen Ausweg, es gibt nur einen Weg: Soll Deutschland nicht der Selbstvernichtung anheimfallen, so muß die deutsch-französische Zusammenarbeit als Wille der Volksgemeinschaft zur Tat werden. Der Sachbeweis ist geliefert. Die Versuche der deutschen Politik einer anderen Linie zu folgen haben zu dem Zusammenbruch geführt, der klar vor aller Welt liegt. Einen Schritt zur Ein- und Umkehr bedeutete der Lubersac-Stinnes-Vertrag¹, dessen Konsequenzen in Deutschland offenbar bisher nicht durchdacht, geschweige denn gezogen worden sind. Noch immer liegt die Möglichkeit offen die durch jenen Vertrag erschlossene Aufbauarbeit zu dem Werk zu gestalten, das die Errettung Deutschlands in sich birgt.

Der Vorsitzende der Deutschnationalen Volkspartei, der Reichstagsabgeordnete Hergt, hat sich auf dem deutschnationalen Parteitag in Görlitz zu der Notwendigkeit der Verständigung mit Frankreich bekannt. Nachdem er erklärt hatte, daß man den Ententeforderungen zuvorkommen müsse, indem man sie aus freien Stücken vorher erfüllt, gelangte er zu folgendem Schluß: »Mit den verständigungsbereiten Wirtschaftskräften Frankreichs müssen wir uns jetzt, unbeschadet unserer Stellung zu England und Amerika, verständigen. Der Tag dafür ist gekommen. Die Drohungen Frankreichs, die jetzt ausgestoßen werden, machen uns nicht irre. Es ist ja französische Art mit Drohungen zu bluffen. Eine unabweisliche Bedingung dabei ist das Aufhören jeglicher fremden Besetzung deutschen Bodens. Pfänder kann Frankreich allerdings *mit Recht verlangen*, und die wollen wir ihm auch *bieten*. Aber es sind keine Pfänder wie Forsten, Domänen und Bergwerke. Es sind besseré Pfänder: 1. die Leistungsfähigkeit einer freien deutschen Wirtschaft, 2. der Wille aller Deutschen zur Mitarbeit, 3. innenpolitische Garantien für den Produktionsprozeß. Der Kanzler hat am 14. September vor dem Industrie- und Handelstag gesagt: nur Mehrarbeit könne uns helfen, wenn es nottut. Das ist eine halbe Wahrheit. Nicht, wenn es uns nottut, sondern weil es uns nottut, müssen wir mehr arbeiten. Ja, wir müssen mehr arbeiten, sonst wird uns das verzweifelte Frankreich dazu zwingen.« Wenn Hergt die Verständigungsbereitschaft Frankreichs nur um einen kurzen Termin zurückdatiert, so mag das auf den naheliegenden Wunsch zurückzuführen sein seiner Partei die richtig erkannte Situation mit den schlichtesten Mitteln

1) Siehe *Kaliski Ein Schritt auf dem richtigen Weg*, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte, Seite 777 ff.

verständlich zu machen. Denn jede sachliche Betrachtung der Entwicklung der Wiedergutmachungsangelegenheit seit dem Friedensschluß zeigt uns, daß Frankreich wieder und immer wieder mit festumrissenen Programmen für eine Zusammenarbeit mit Deutschland hervorgetreten ist, ganz unabhängig von den innenpolitischen Verhältnissen in Frankreich und dem Wechsel der weltpolitischen Situation. Die einwandfreie Feststellung dieser Tatsache ist hier so oft geschehen, daß es sich heute erübrigt sie zu wiederholen. Ebenso überflüssig ist es sich in feinfaserige Untersuchungen zu ergehen, aus welchen Motiven der Abgeordnete Hergt diese außenpolitische Haltung jetzt eingenommen hat. Uns geht lediglich die Sachlage als solche an. Nach den Erklärungen ihres Vorsitzenden haben wir damit zu rechnen, daß die Deutschnationale Partei die Verständigung mit Frankreich als den richtigen Weg für Deutschland erkannt hat. In den Parteien der Linken ist anscheinend bisher noch übersehen worden, daß sich die Deutschnationalen damit des außenpolitischen Aktivums bemächtigt haben, über das die Linke bisher verfügen zu können glaubte. Das muß insbesondere unserer Partei zu denken geben: nicht aus parteipolitischem Wettbewerb sondern einfach aus der Erkenntnis heraus, daß der Partei oder Gruppe eines Landes, die die außenpolitischen Notwendigkeiten erfüllt, die Herrschaft der Gesamtpolitik zufällt. Hergt hat die Substanz der Politik richtig begriffen. Daran wird auch die in der Parteipolemik oft hervorgeholte Erinnerung nichts ändern, daß der selbe Hergt bei dem Eintritt Amerikas in den Krieg die falsche Prophezeiung vortrug, die Unterseeboote würden zu verhindern wissen, daß amerikanische Truppen in größerer Zahl auf den Schlachtfeldern erscheinen werden. Die Irrtümer der Vergangenheit sagen nichts gegen die Richtigkeit der Gegenwart. Hergt war nicht der einzige, der im Krieg falsch beraten war. Die ihm das jetzt vorhalten, haben selber Dinge geglaubt und prophezeit, die sie heute wohl aus dem Gedächtnis gestrichen zu sehen wünschen. Der sichere Friede durch Bethmann-Kühlmannsche Methoden war auch keine Prophezeiung, auf die man heute stolz sein könnte.

Es ist wahrlich an der Zeit aufzuhören nur innenpolitisch zu sehen. Wobei der schon erwähnte Umstand nochmals hervorgehoben werden soll, daß die politische Macht im Innern der gewinnt, der außenpolitisch vollführt, was die Nation zu ihrer Existenz tun muß. Mehr als je ist die Erfüllung außenpolitischer Lebensnotwendigkeit die Voraussetzung und Grundlage einer Gesundheit im Innern der deutschen Länder. Es muß betont werden, was in den Sozialistischen Monatsheften schon so oft eingehend begründet worden ist: daß in der Zusammenarbeit mit Frankreich, in dem Aufbau der verwüsteten Gebiete, der stärkste Antrieb zur Entfaltung der Produktivkräfte Deutschlands liegt. Objektiv richtig bezeichnet Hergt die »besseren Pfänder«, die Frankreich von uns erhalten könnte, und die in der deutschen Wirtschaft, in der Steigerung ihrer Produktion eingeschlossen liegen. Das ist in der Tat auf die Dauer die einzige wirkliche Gewähr für die Wiedergutmachung und damit für den Neuaufbau Europas. Indessen darf man sich nicht darüber täuschen, daß diese besseren Pfänder nicht leere Deklamation bleiben, nicht das Gegenstück jener so oft gehörten Versicherung der Erfüllung bis zur Grenze der Leistungsfähigkeit sein dürfen. Diese besseren Pfänder müssen bewegte und belebte Praxis sein, die die Garantien in sich trägt, Garantien, deren Charakter zwingender sein muß als Beleihrbarkeit zu bieten vermag. Die Steigerung der Produktivität wird eben nicht durch

fromme Wünsche und Resolutionen bewirkt; sie verlangt Taten und Opfer aller am Produktionsprozeß Beteiligten, vor allem derer, die den Anspruch erheben Träger der Produktion zu sein oder es zu werden.

Das ungeeignetste Mittel zur Steigerung der Produktivität ist die Hoffnung auf bloße "Finanzmaßnahmen", auf Wunder durch Rechenkunststücke oder, was gleichbedeutend ist, auf Wunder, die von außen kommen. Nur durch eigene Arbeit des deutschen Volkes kann jene Hoffnung Verwirklichung finden. Man muß endlich mit der Vorstellung aufräumen, daß Devisenverordnungen, wie die jüngst erlassene, mit Milderungen oder Verschärfungen einen ernsthaften wirtschaftlichen Umschwung bewirken könnten. Unserem Währungselend wird auch dann nicht gesteuert, wenn der Forderung nach Schaffung eines wertbeständigen Markpapiers unter Heranziehung der Goldreserve der Reichsbank genügt würde; auch dann nicht, wenn dieses wertbeständige Papier durch Ausfuhrsteuern und Kohlensteuern in irgendwelcher Form fundiert würde. Eine "aktive" Währungspolitik, die darin gipfelte, gleiche der "aktiven" Außenpolitik, die man in den Tagen von Rapallo proklamierte, und von der es jetzt so still ist wie von dem Rapallovertrag selbst. Sowenig in einem Kochkessel mit 5 Zentnern Reis ein Zusatz von einem halben Pfund Butter den Charakter des Reisgerichts verändern könnte, so wenig oder noch weniger bedeutete in dem Meer unserer Papiermilliarden der Einschlag des wertbeständigen Markpapiers. Die Währungsfrage ist kein rechnerisches Problem sondern ein Problem der Produktion, und deshalb muß jeder währungstechnische Versuch in nichts aufgehen, wenn nicht zugleich eine Zusammenfassung unserer wirtschaftlichen Kräfte, ein wirklicher Aufbau unserer Produktion erfolgt. Erfreulich ist, daß innerhalb der organisierten Arbeiterklasse Stimmen dieser Erkenntnis in der letzten Zeit lauter geworden sind. Ausgeblieben scheint diese Erkenntnis leider noch in den Kreisen des Unternehmertums. Noch immer will sich das Unternehmertum mit den verbrauchtesten Bankierweisheiten abfinden, daß mit Zahlungsfristen und Berechnungskünsten der Jammer unserer Wirtschaft sich bannen läßt. Diese Einsichtslosigkeit läßt sich mit dem Recht auf Führung der Produktion nicht vereinen. Sie ist von der selben Art wie die alte Unwahrheit, daß die Summe der Einzelinteressen, wenn man deren Wahrnehmung nur den einzelnen Interessenten überläßt, das beste und höchste Resultat für die Volkswirtschaft eines Landes zeitigt. Den einzelnen Unternehmern mag dieses System bequem erscheinen, aber es führt zur absoluten Auflösung der Wirtschaftskräfte, und das Ende wäre die Finanz- und Wirtschaftskontrolle durch die Entente. Wenn nach den Presseberichten über die Verhandlungen der Reichsregierung mit der Reparationskommission in Berlin auch diese Kommission sich für die Beschaffung eines wertbeständigen Papiers erklärt hat, so sollte kritische Beurteilung dieser Äußerung nicht vergessen, daß die Reparationskommission diese Absicht eben nur unter der Voraussetzung ihrer Wirtschafts- und Finanzkontrolle unterstützt. Führt das deutsche Volk selbst die wirtschaftlichen Maßnahmen durch, die eine Wirtschafts- und Finanzkontrolle bewirken soll, dann gewinnt auch die Einführung eines wertbeständigen Papiers eine wesentlich andere Bedeutung. Gelingt es durch strenge Selbstzucht und intensive Arbeit das Staatsbudget ins Gleichgewicht zu bringen, so könnte seine Ausgabe die Wiederkehr einer stabilen Währung einleiten. Im andern Fall würde sie nur eine vermehrte Inflation hervorrufen. In dem Strudel unseres Chaos hieße die Schaffung eines wert-

beständigen Anlagepapiers nicht nur die Vergeudung einer letzten Reserve sondern auch noch den Verlust des Schimmers einer Hoffnung, wie er durch das Vorhandensein der Goldreserve der Reichsbank geboten wird. Dieser moralisch-seelische Verlust bedeutete in unseren Tagen vielleicht noch mehr als die sachliche Preisgabe der Goldreserve. Ohne Produktionssteigerung keine Wertbeständigkeit. Geht man mit Ernst an das erste, so kann man das zweite gut und zweckmäßig durchführen.

Ein gerader Weg zur Rettung Deutschlands liegt vor uns, und er kann in letzter Minute bei dem auch von Hergt anerkannten Verständigungswillen Frankreichs beschritten werden. Die Bahn dazu ist durch den Lubersac-Stinnes-Vertrag eröffnet worden, der in Verbindung mit dem Rücktritt Lloyd Georges von der Leitung der englischen Regierungsgeschäfte auch bei uns im Land vielen die Augen geöffnet und gezeigt hat, daß die weltpolitische Situation doch ganz anders ist als man es sich bis dahin gewohnheitsmäßig vorgestellt hatte. Die Schlappe Englands in Genua hatte dieses Anderssein alle Welt erkennen lassen, nur am offiziellen Deutschland ging alles anscheinend spurlos vorüber. Die Niederlage Großbritanniens in Angora vollendete das Bild von Genua. In mustergültiger Weise zog die britische Politik die Folgerung aus den Geschehnissen: Lloyd George trat ab. Die Offenheit sich selbst gegenüber, die England stets übt, hat sich in vollendeter Form wiederholt. Bei uns verfährt man anders. Wir machen uns oft etwas vor, wodurch wir uns betrügen, ohne das Urteil der anderen im mindesten beeinflussen zu können. Jetzt, nachdem uns England selber gezeigt hat, wie die Dinge weltpolitisch liegen, sollte es selbst der offiziellen Leitung der deutschen Politik nicht schwer fallen den richtigen Weg zu beschreiten. Man fürchte nicht den Vorwurf antienglischer Einstellung. Er würde durch die Ergebnisse solcher Politik selbst am besten widerlegt werden. Stinnes durfte mit vollem Recht versichern, daß sein Vertrag keine Spitze gegen England habe. Und bei aller Kenntnis der Gefahren, die die britische Politik für Deutschland und den europäischen Kontinent birgt, ist gerade in den Sozialistischen Monatsheften stets der Gedanke abgewiesen worden, als ob der gemeinschaftlichen Wiederaufbauarbeit durch Deutschland und Frankreich ein antienglischer Inhalt innewohne. »Produktivitätspolitik schließt eben an sich jede Antipolitik aus; sie ist auf Leistung gestellt und kann deshalb stets nur eine Propolitik sein.«

Ebenso irrig ist die Bewertung von Äußerungen ausländischer Politiker in Auseinandersetzungen mit ihrer Regierung. Man vergißt dabei immer wieder den Gegensatz innenpolitischer Anschauungen und Wünsche, der auch bei der Behandlung außenpolitischer Fragen seinen Ausdruck findet. Diese Fehlschlüsse waren zuletzt in der Beurteilung der Rede des französischen Abgeordneten Paul Reynaud, in der Kammersitzung vom 20. Oktober 1922, über das Wiedergutmachungsproblem zu verzeichnen. Reynaud trat für die Zusammenarbeit von deutscher Kohle mit französischem Erz durch eine deutsch-französische Industrieverständigung ein, unter nachdrücklicher Betonung der Notwendigkeit einer moralischen Entspannung zwischen Deutschland und Frankreich. Dabei richtete er auch Angriffe gegen das System Poincarés, und das wurde bei uns als Zeugnis dafür genommen, daß es Poincaré an Verständigungswillen mangle. Reynaud hat in einem am 14. März dieses Jahres im *Matin* veröffentlichten Artikel über eine, wie angenommen werden muß, auf Millerands Anregung unternommene Deutschlandreise berichtet und da-

mals schon die deutsch-französische Industriekooperation vorgeschlagen. Hier von einem Gegensatz des Willens Poincarés und Reynauds sprechen hieße die Sachlage verwirren und den Weg Deutschlands zu einer Lösung erschweren, wenn nicht gar verbauen. Poincaré hatte mehr noch als Briand Wegfreiheit für die Zusammenarbeit Deutschlands; er konnte, auf die Rechte gestützt, jeden Widerstand dagegen leichter überwinden als seine Vorgänger. Also objektiv ist die Tendenz der Politik der Regierung Poincaré keine andere als die in der Rede Reynauds formulierte, wenn man es auch begreifen kann, daß, um sie herbeizuführen oder zu erzwingen, die Tonart der Regierung eine andere ist als die des oppositionellen Abgeordneten.

Wir sollten es doch unterlassen französische innere Auseinandersetzungen als Mittel deutscher Parteipolitik zu benutzen und dadurch die deutsche Außenpolitik zu verwirren. Wir haben nicht mehr viel Zeit zu verlieren. Der immer raschere Sturz unserer Währung in den letzten Wochen und Tagen, der, wenn ihm nicht sofort Einhalt geboten wird, in allernächster Zeit furchtbare soziale Konsequenzen nach sich zieht, lehrt uns, daß jedes Zögern den Weg der Rettung zu beschreiten das deutsche Volk der schwersten Gefahr seines Daseins aussetzt. Ein Verharren in Untätigkeit und Unentschlossenheit wäre gleichbedeutend mit der Auslieferung des Geschicks der Nation an die Vertretung der Entente, mit dem Verzicht auf deutsche Selbstbestimmung.

LUDWIG QUESSEL · DIE INTERALLIIERTEN SCHULDEN UND DIE DEUTSCHEN VERPFLICHTUNGEN

LLOYD Georges Rücktritt, der am 19. Oktober erfolgt ist, läßt es zweifelhaft erscheinen, ob die in Aussicht genommene Finanzkonferenz der Alliierten, die jetzt in Brüssel zusammentreten sollte, in diesem Jahr überhaupt noch stattfinden wird. Wenn zunächst auch der Gegensatz zwischen Liberalen und Unionisten sich mehr auf die Orient- als auf die sogenannte Reparationsfrage bezieht, so weiß man doch, daß die Frankreichs starke Stellung auf dem Kontinent richtig einschätzende konservative Politik auch eine andere Einstellung zu dem Problem der interalliierten Schulden und der deutschen Verpflichtungen erfordert. Solange also allgemeine Wahlen nicht entschieden haben, welche der beiden außenpolitischen Richtungen in England die Oberhand hat, wird es dem neuen britischen Kabinett kaum möglich sein die notwendigen Entscheidungen für die Brüsseler Konferenz zu treffen.

Die voraussichtliche Vertagung der Brüsseler Konferenz bis zum Abschluß der britischen Parlaments- und Kabinettskrise bedeutet natürlich nicht, daß die Siegerstaaten des Kontinents bis zu dieser Zeit gegenüber der deutschen Währungskatastrophe die Hände in den Schoß legen werden. Die französische Regierung hat bereits der britischen eine Reparationsdenkschrift überreicht, in der die Sanierung der deutschen Währung das Kernstück bildet. Als Weg zu diesem Ziel sieht sie eine scharfe Finanzkontrolle an. Um den Weg, nicht um das Ziel werden Kämpfe innerhalb der Alliierten entbrennen, weil darüber, daß Deutschland bei fortschreitendem Währungsverfall auch nicht mehr Materialien für den Wiederaufbau Nordfrankreichs wird liefern können, unter den Alliierten kein Streit ist.

Sieht man sich die französischen Vorschläge zur Stabilisierung der Mark näher an, so findet man, daß sie aus den Erfahrungen geschöpft sind, die Frankreich bei der Stabilisierung des Franc gemacht hat. Was die französische Regierung von Deutschland fordert, sind finanzielle Maßnahmen, die in Frankreich ohne äußern Zwang zum Teil schon durchgeführt sind. Dieser Zusammenhang der französischen Reparationsdenkschrift mit den Erfahrungen bei der Stabilisierung des Franc muß unsere Aufmerksamkeit naturgemäß auf die finanziellen Anstrengungen lenken, die in Frankreich gemacht worden sind, um Einnahmen und Ausgaben ohne Zuhilfenahme der Notenpresse in Einklang zu bringen.

Zunächst ist festzustellen, daß Frankreich seine auswärtigen Schulden, die während des Krieges entstanden sind, weder zurückzahlen noch verzinsen konnte. Wie groß diese, bisher ungetilgte und unverzinsten auswärtige Schuld Frankreichs ist, ergibt sich aus den authentischen Ziffern über die Verschuldung der alliierten Mächte unter einander, die unlängst von den Times veröffentlicht worden sind. Es handelt sich bei ihnen zwar nur um Schätzungsziffern, die jedoch, weil sie von ersten Finanzleuten auf Grund genauer Quellenstudien berechnet worden sind, einen hohen Grad von Exaktheit beanspruchen können. Nach den Angaben der Times schuldete Frankreich am 31. März dieses Jahres Amerika 2 950 800 000 Dollars und Großbritannien 584 000 000 Pfund Sterling. Sieht man von den 133 000 000 Yen ab, die Frankreich außerdem noch an Japan zu zahlen hat, so ergibt sich eine französische Gesamtverschuldung von rund 24 Milliarden Goldmark. Bei einer Verzinsung von 4 % und einer Amortisation von 1 % würde eine jährliche Belastung des französischen Staatshaushalts mit rund 1,2 Milliarden Goldmark entstehen, also einer Summe, die der Zahlungsverpflichtung Deutschlands nach der Entscheidung der Reparationskommission vom 21. März 1922 ziemlich nahe käme. Auf Grund jener Entscheidung sollen wir jährlich rund 720 Millionen Goldmark bar und außerdem zur Erfüllung anderer Verpflichtungen aus dem Versailler Vertrag noch 600 Millionen Goldmark, zusammen also rund 1,3 Milliarden Goldmark zahlen. Man begreift, daß ein Volk, das sich selbst der Gefahr gegenüber sieht mit 1,2 Milliarden Goldmark Schuldzinsen belastet zu werden, nichts davon wissen will die Schuld des besiegten Gegners und die sich aus ihr ergebenden Barzahlungen herabzusetzen, solange die Last, die Sieger und Besiegter zu tragen hat, annähernd gleich schwer ist. Ein anderes Gesicht erhält die Verschuldungsfrage für Frankreich natürlich in dem Augenblick, wo seine Verschuldung an Amerika und England wesentlich herabgesetzt oder gar gestrichen wird. Daß in diesem Fall Frankreich zu einer weitgehenden Reduzierung der deutschen Verpflichtungen bereit wäre, haben seine Staatsmänner wiederholt öffentlich bekundet. Man weiß auch, daß Frankreich die treibende Kraft für eine interalliierte Finanzkonferenz ist, auf der das Wiedergutmachungsproblem im Zusammenhang mit der Frage der interalliierten Kriegsschulden definitiv geregelt werden soll. Auf das Drängen Frankreichs war diese Konferenz für Ende Oktober in Brüssel vorgesehen worden, deren Hauptaufgabe es sein sollte das Problem der internationalen Verschuldung als Ganzes anzupacken. Da die Brüsseler Finanzkonferenz nunmehr infolge der britischen Kabinettskrise als vertagt anzusehen ist, wird auch der französische Wunsch mit Hilfe Englands und Amerikas die deutsche Wiedergutmachungsverpflichtung auf ein vernünftiges Maß herabzu-

setzen zunächst kaum in Erfüllung gehen. In diesem Zusammenhang verdient auch die Enthüllung Loucheurs hervorgehoben zu werden, daß Großbritannien es gewesen sei, das bei allen Erörterungen die Zahlungsfähigkeit Deutschlands überschätzt und stets erklärt habe, Deutschland könne ohne Schwierigkeit 200 Milliarden Goldmark zahlen.

Sieht man von der auswärtigen Schuld ab, so steht Frankreich immer noch einer innern Schuld von 232 Milliarden Francs gegenüber. Ursprünglich wies der französische Staatshaushalt für dieses Jahr einen durch Anleihe zu deckenden Fehlbetrag von 25 Milliarden Francs auf, der sich jedoch, nach der Programmrede des französischen Finanzministers vor der Pariser Handelskammer am 5. Oktober dieses Jahres, auf 20 Milliarden Francs verringert hat. Die zu Beginn dieses Jahres in Deutschland vielfach geäußerte Ansicht, daß der französische Voranschlag für 1922 auf der Einnahmeseite riesige Ausfälle zu buchen haben werde, hat sich als falsch erwiesen. Die wirklichen Eingänge der ersten 7 Monate des Jahres 1922 betragen 9,4 Milliarden, gegenüber einem Voranschlag von 9,8 Milliarden. Die Differenz beträgt also nur 0,4 Milliarden. Dabei liegt Grund zur Annahme vor, daß die nächsten Monate einen Ausgleich für den Fehlbetrag der ersten 7 Monate bringen werden. Immerhin wird aber für 1922 noch ein Fehlbetrag von 20 Milliarden bestehen bleiben, der überwiegend auf den Zinsendienst für die innere Verschuldung zurückzuführen ist. Äußerlich betrachtet weist auch die innere Verschuldung Frankreichs viel Ähnlichkeit mit der deutschen Verschuldung auf. Während in Deutschland der Reparationsetat keine Deckung aufweist, sind es in Frankreich die durch den Krieg bewirkten Ausgaben, für die eine Deckung durch entsprechende Einnahmen fehlt. Wie der Minister mitteilte, blieben 1919 in Frankreich von 54 Milliarden Gesamtausgaben über 51 Milliarden ungedeckt. Obwohl in der Folge die Gesamtausgaben nicht erheblich herabgesetzt werden konnten, wurde nichtsdestoweniger durch stärkeres Anziehen der Steuerschraube der Fehlbetrag von Jahr zu Jahr geringer. Er betrug 1920 42,8, 1921 31,1 und 1922 20 Milliarden Francs. Zu beachten bleibt jedoch, daß, während der Fehlbetrag von 1922 gegenüber dem von 1919 eine Verminderung von nicht weniger als 31 Milliarden Francs aufweist, die Gesamtausgaben von 1922 (48 Milliarden Francs) gegenüber denen von 1919 (54 Milliarden) nur um 6 Milliarden zurückgegangen sind. Der geringe Rückgang der französischen Gesamtausgaben, der aber die gewaltige Reduktion des Fehlbetrags keineswegs aufgehoben hat, ist in Deutschland häufig mit den großen militärischen Ausgaben Frankreichs erklärt worden. Demgegenüber wird in Frankreich sehr energisch in Abrede gestellt, daß die militärische Rüstung die Ursache der außerordentlichen Höhe der französischen Gesamtausgaben sei. Von den 48 Milliarden Gesamtausgaben sollen nach den Angaben des Temps die militärischen Ausgaben nur 3,6 Milliarden ausmachen. Stelle man die Entwertung des Franc in Rechnung, so sei der Betrag, den Frankreich jährlich für die Landesverteidigung ausbebe, wesentlich geringer als die militärischen Ausgaben des Deutschen Reichs in der Vorkriegszeit. Nicht auf den französischen "Militarismus", wie deutscherseits behauptet werde, sondern auf die Rückwirkung des Krieges sei die enorme Steigerung der Ausgaben zurückzuführen. Auf allen Gebieten machte sich diese in furchtbarer Weise bemerkbar. Während sich Deutschland durch einen ununterbrochenen verschleierte Staatsbankrott fast schuldenfrei gemacht habe, sei der Schuldendienst Frankreichs

auf nahezu 12 Milliarden Francs angewachsen. Frankreich stehe in dieser Beziehung unendlich ungünstiger da als Deutschland, das die in Goldmark aufgenommenen Schulden in Papiermark, das heißt nur noch nominell, verzinst, sich in Wirklichkeit also durch eine bolschewistische Expropriation der Staatsanleihenbesitzer vom Schuldendienst fast völlig frei gemacht habe. Diesen Weg der entschädigungslosen Enteignung aller derjenigen, die dem Staat in der Zeit der Not ihr Vermögen anvertraut hätten, könne und wolle Frankreich nicht gehen. In der Tat wird man zugeben müssen, daß der französische Staat außerordentliche Anstrengungen gemacht hat, um die Rechte seiner Gläubiger vor Zerstörung zu schützen. Frankreich hat seit dem 3. Quartal des Jahres 1920 nicht nur aufgehört die Notenpresse in Anspruch zu nehmen sondern darüber hinaus seit dem 1. Januar 1921 mit der Rückzahlung der von der Banque de France gewährten Vorschüsse begonnen. Die Wirkungen dieser gesunden Finanzpolitik auf den innern Wert des Franc waren überaus günstig. Die Aufwärtsbewegung des Preisniveaus hörte unmittelbar mit der Stilllegung der Notenpresse auf. Ja noch mehr, der Franc gewann alsbald ganz wesentlich an Kaufkraft, wofür die amtliche französische Indexziffer für die Großhandelspreise den Beweis liefert. Auf der Basis von 1914 berechnet weist diese seit der Beendigung des Notendrucks folgende Bewegung auf: Jahreswende 1919-1920: 600, 3. Quartal 1920: 488, 4. Quartal 1920: 448, 1. Quartal 1921: 388, 2. Quartal 1921: 337. Vom 2. Quartal 1921 ab ist allerdings wieder ein Ansteigen der Preise zu verzeichnen, jedoch in erträglichen Grenzen; auch heute hat der Großhandelsindex den Punkt 400 noch nicht erreicht. Fragt man, wie Frankreich es fertig gebracht hat bei einem Fehlbetrag seines Staatshaushalts von 42,8 Milliarden Francs schon Ende 1920 die Notenpresse stillzulegen, so wird man zur Erklärung dieser überraschenden Tatsache im wesentlichen ein psychisches Moment anführen müssen: das außerordentliche und durch alle Schicksalsschläge unerschütterte Vertrauen des französischen Bürgers zu seinem Staat. Diesem Vertrauen hat Frankreich es zu danken, daß es seit Ende 1920 den Riesenfehlbetrag seines Staatshaushalts durch innere Anleihen decken konnte. Im November 1920, unmittelbar nach dem Aufhören der Notenausgabe, erzielte die französische Finanzverwaltung durch Auflegung einer fundierten 6prozentigen Anleihe den Riesenbetrag von rund 28 Milliarden Francs, womit der Fehlbetrag dieses Jahres bis auf 14,8 Milliarden gedeckt war. Die Deckung des Teils des Fehlbetrags von 1920, für den die Erträge der fundierten Anleihe keinen Ausgleich boten, verschaffte sich die französische Finanzverwaltung durch Auflage kurzfristiger Verbindlichkeiten. In den Bonds der nationalen Verteidigung fand sie das Mittel auch die kleinen und kleinsten Sparer an der Übernahme kurzfristiger Schuldtitel zu interessieren. Die Möglichkeit in jedem Postbureau Bonds mit Laufzeiten von 3, 6 und 12 Monaten zu zeichnen, die Zinsen dort abzuheben, die verfallenen Bonds entweder einzulösen oder gegen neue umzutauschen, sorgte dafür, daß selbst im entlegensten Gebirgsdorf der Bauer seine Ersparnisse in Bonds der nationalen Verteidigung anlegte.

Alles das gelang freilich erst, als die Notenpresse einmal stillgelegt und damit der Franc im wesentlichen stabilisiert war. Behält man im Auge, daß die Francstabilisierung mit der Stilllegung der Notenpresse begann und den Abbau des Fehlbetrags im Staatshaushalt von 42,8 Milliarden Francs im Jahr 1920 auf 20 Milliarden im Jahr 1922 zur Folge hatte, so wird man

begreifen, daß Frankreich zu einer Markstabilisierung, die an der Notwendigkeit die Notenpresse stillzulegen schweigend vorbeigehen möchte, kein Vertrauen hat. Man lehnt auch in Frankreich die neueste deutsche Theorie, daß die Inflation nicht Ursache sondern lediglich Folge der Markentwertung sei, entschieden ab. Gewiß weiß man in Paris, daß eine Entwertung der Valuta auch ohne Inflation möglich ist. Gerade die letzten Tage waren ja Zeugen einer Geringerbewertung des Franc, die durch Inflation nicht erklärt werden kann. Zweifellos können Machenschaften der ausländischen Finanz auch bei Stilllegung der Notenpresse den Gesundungsprozeß einer Währung zeitweilig unterbrechen. Niemand zweifelt in Paris daran, daß die letzte Wertverminderung des Franc im Ausland zu einem Teil das Werk der englischen Finanz war, die zur Abdeckung der rückständigen Zinszahlungen Englands an Amerika sich der Bestände an französischen Devisen bediente, über die sie in sehr erheblichem Maß verfügte. Man fürchtet in Paris auch, daß bei der engen Verknüpfung der deutschen mit den französischen Finanzen der rasende Strom der deutschen Inflation schließlich auch die Stabilität des Franc ungünstig beeinflussen kann. Frankreich glaubt, daß die Markkatastrophe der letzten Wochen ganz entscheidend aus der Inflation zu erklären ist, die mit der Schaffung von 214 Milliarden zusätzlicher Kaufkraft in dem kurzen Zeitraum vom 1. September bis zum 20. Oktober naturgemäß das Vertrauen zur Mark im In- und Ausland radikal zerstören und auch die Wertbemessung des Franc im Ausland ungünstig beeinflussen mußte.

Was nun die Beschaffung der Mittel für den Wiederaufbau Nordfrankreichs betrifft, die nach dem Versailler Vertrag Deutschland zur Last fällt, so wurde hierfür schon im Jahr 1919 ein neuer Weg beschritten, und zwar mit der Emission von Bonds und Obligationen des Crédit National, für die der Staat Zinsgarantie leistet. Für 1922 ist diese Zinsgarantie auf 300 Millionen Francs beschränkt, was ungefähr einem Anleihebetrag von 5 Milliarden entspricht. Jedoch scheinen die tatsächlichen Aufwendungen für die verwüsteten Gebiete in diesem Jahr viel größer werden zu wollen. Von 1914 bis 1921 betragen die Ausgaben für das zerstörte Gebiet 80 Milliarden Francs. Nach den Angaben des Finanzministers werden sie Ende dieses Jahres 100 Milliarden Francs übersteigen. Davon werden aber auf den eigentlichen Wiederaufbau nur 50 Milliarden Francs entfallen, weil die Hälfte dieser Summe für Pensionen, Familienunterstützungen an Angehörige der zerstörten Departements usw. verausgabt worden ist. In welchem Ausmaß trotz den großen Aufwendungen für den Wiederaufbau des verwüsteten Gebietes und den Unterhalt seiner Angehörigen die Stabilisierung des Franc gelungen ist, beweist wohl am besten die Tatsache, daß schon am 19. Oktober 1 Franc mit 236 Mark bezahlt wurde. Das ist die Wirkung der Stilllegung der Notenpresse, die die lang- und kurzfristigen französischen Anleihen wieder in leidlich wertbeständige Papiere verwandelt hat.

Kommt die Finanzkonferenz in Brüssel zustande, so wird Frankreich auf ihr zwar mit einer stabilisierten Währung, aber mit einer innern Verschuldung von 232 Milliarden Francs und einer auswärtigen Verschuldung von 24 Milliarden Goldmark erscheinen, wovon 11,6 Milliarden auf England und 12,4 Milliarden Goldmark auf Amerika entfallen. Frankreich wird aber in Brüssel nicht bloß als Großschuldner sondern auch als Großgläubiger auftreten. Nach den Angaben der Times schuldeten am 31. März dieses Jahres an Frankreich Rußland 5,9, Belgien 1,6, Serbien 1,8, Rumä-

nien 1,2, Polen 1,0, Griechenland 0,8, Tschechien 0,6, Italien 0,05, verschiedene Staaten 0,04 Milliarden Francs. Insgesamt hat Frankreich von seinen europäischen Alliierten 15,2 Milliarden Francs zu beanspruchen. Wie Frankreich diese Gläubigerrechte betrachtet, hat Poincaré in Bar-le-Duc dargelegt. Ohne Einschränkung hat Frankreichs Ministerpräsident verkündet, daß Frankreich kein Geld von seinen Alliierten haben wolle: »Die Regierung der Republik verlangt keine Bezahlung der Summen, die ihr unsere Alliierten schulden. Sie empfindet, daß ein solches Verlangen unter den gegenwärtigen Umständen moralisch und materiell unzulässig wäre, und sie denkt selbst im Traum nicht daran das Verlangen zu stellen.« Daß Amerika über diese Frage ganz anders denkt, ist bekannt. England wiederum macht den Schuldenerlaß gegenüber seinen europäischen Alliierten von der Streichung seiner Schuld an Amerika abhängig. Hält Amerika an seiner Absicht die europäischen Schulden alsbald einzutreiben fest, so steht Frankreich vor der Verzinsung und Amortisation seiner Schuld an Amerika und einer partiellen Zahlung seiner Verpflichtungen an England. Was das finanziell bedeutet, hat der Senator Henri de Jouvenel im *Matin* jüngst dargestellt: Auf die Dauer von 25 Jahren hätte Frankreich an seine Verbündeten (England und Amerika) jährlich 1659 Millionen Goldmark oder 99 Millionen mehr zu bezahlen als es nach dem Londoner Zahlungsplan zunächst von Deutschland zu erwarten habe. Die Rechnung fiel allerdings für Frankreich günstiger aus, wenn Frankreich in der Lage wäre seine Forderungen von den europäischen Alliierten einzuziehen. Der Goldwert der Verschuldung der Alliierten an Frankreich, die sich auf 15,2 Milliarden Francs beläuft, ist schwer zu bestimmen. Man nimmt an, daß Frankreich England gegenüber um nur 3 Milliarden Goldmark mehr verpflichtet sei als es von seinen ehemaligen Kriegsgenossen einfordern könnte. Allein betrachtet man die einzelnen Posten der Verschuldung gegenüber Frankreich näher, so findet man, daß als zahlungsfähige Schuldner eigentlich nur Belgien, Serbien, Rumänien und Tschechien in Frage kommen. Dagegen muß man die russische Schuld von rund 6 Milliarden Francs, auch wenn sie von den Bolschewisten anerkannt werden sollte, zunächst als praktisch verloren bezeichnen; als uneintreibbar wird man einstweilen wohl auch die polnische und griechische Schuld, die zusammen rund 2 Milliarden ausmachen, ansehen müssen. Frankreichs Verzicht auf Bezahlung der Summen, die ihm die europäischen Alliierten schulden, erscheint daher auch einigermaßen von der Not diktiert.

Fragen wir nun, wie es mit der Verschuldung der Alliierten gegenüber England steht, so ist zu sagen, daß England den Verzicht auf die Summen, die ihm seine europäischen Alliierten schulden, im Grunde noch leichter zugestehen kann als Frankreich, weil ihre Einziehung nahezu aussichtslos erscheint. Dieser Sachverhalt wird klar, wenn man sich die einzelnen Schuldner und die Höhe ihrer Schuldsommen näher ansieht. Es schuldeten England am 31. März dieses Jahres aus Krieganleihen Rußland 13,1, Frankreich 11,7, Italien 10, Jugoslawien 0,5, Portugal, Rumänien, Griechenland und andere Alliierte 1,3 Milliarden Goldmark. Als die Hauptschuldner gegenüber England erscheinen also Rußland, Frankreich und Italien. Daß die 13 Goldmilliarden, die England von Rußland zu erhalten hat, als verloren anzusehen sind, bedarf keines nähern Nachweises. Nicht viel besser sind die Aussichten Zahlungen von Italien zu erhalten. Für Frankreich

liegt eine Reihe von Kundgebungen vor, die erkennen lassen, daß Frankreich innerlich gar nicht an die Zahlung seiner Schulden an England denkt. In ihrer Antwort auf die Balfournote erklärte die französische Regierung, daß die Streichung der interalliierten Schulden vom moralischen Standpunkt aus gerechtfertigt wäre, und daß Frankreich seinerseits bereit sei auf die Barzahlung der Summen, die ihm die Alliierten schulden, zu verzichten. Von den 36,7 Milliarden Goldmark, die England von seinen europäischen Alliierten zu beanspruchen hat, ist praktisch also nur ein winziger Teil als wirklich einziehbar anzusehen. Es bleibt kaum ein anderer Ausweg als eine radikale Annullierung der interalliierten Kriegsschulden.

Wahrscheinlich wäre diese angesichts der Aussichtslosigkeit die Schuldsummen einzuziehen auch schon vorgenommen worden, wenn nicht England und Amerika, die auch in dieser Frage einander offenbar in die Hände arbeiten, politisch interessiert daran wären die interalliierte Verschuldung als Druckmittel der beiden angelsächsischen Weltreiche gegen den europäischen Kontinent bestehen zu lassen. Die interalliierte Verschuldung als Druckmittel gegenüber Europa hat England allerdings neuerlich noch außerordentlich verschärft durch die Erklärung des Bankiers McKenna, des frühern britischen Schatzkanzlers, der offenbar im Auftrag der britischen Regierung am 4. Oktober in New York vor dem Verband der amerikanischen Bankiers in einer wichtigen Rede über Reparationen und internationale Schulden sagte: England sei in der Lage seine Schulden an Amerika zu bezahlen, und nachdem dies einmal festgestellt sei, könne er, ohne zu zögern, der Entschlossenheit Englands Ausdruck geben seinen Verbindlichkeiten Amerika gegenüber nachzukommen. Man kann leicht einsehen, daß eine solche Erklärung die Bereitwilligkeit jeder amerikanischen Regierung Europa die Schulden zu erlassen sehr stark vermindern muß. Die Gesamtsumme, die Amerika von seinen europäischen Alliierten zu verlangen hat, beträgt nahezu 40 Milliarden Goldmark. Die nichtbezahlten Zinsen dieser ungeheuren Schuld werden zurzeit 5 Milliarden Goldmark schon übersteigen. Die Hauptschuldner Amerikas sind neben Großbritannien (4,1 Milliarden Dollars) Frankreich (2,9 Milliarden Dollars) und Italien (1,6 Milliarden Dollars). Die Erklärung McKennas in New York, daß England seine Schulden an Amerika bezahlen könne und wolle, kann gar nicht anders denn als eine Sabotage des allgemeinen Schuldenerlasses angesehen werden, weil dieser offenbar nicht im Interesse der beiden angelsächsischen Weltreiche liegt.

Nach der New Yorker Erklärung McKennas muß man die Hoffnung, daß es zur Streichung der interalliierten Schulden kommen werde, sehr herabstimmen. Inwieweit der Rücktritt Lloyd Georges eine Änderung der Lage herbeiführen kann, muß abgewartet werden. Im übrigen ist zu sagen, daß, so groß auch der Einfluß der interalliierten Verschuldung auf das Schicksal der deutschen Verpflichtungen sein mag, man sich von der Wirkung einer Streichung für Deutschland auch keine übertriebene Vorstellung machen darf. Allerdings wird Frankreich, wenn seine Schulden gegenüber England und Amerika gestrichen werden, bereit sein von der deutschen Schuld die Bons der Serie C zu annullieren. Damit würde freilich der Gegenwartswert des französischen Reparationsguthabens auf einen Betrag von annähernd 20 Milliarden Goldmark herabgedrückt werden. Der französische Anteil an der deutschen Schuld umfaßt aber nur deren eine Hälfte. Auch nach der Streichung der interalliierten Schulden bliebe noch eine gewaltige Ver-

pflichtung Deutschlands bestehen. Wesentlich anders läge die Sache, wenn die deutschen Verpflichtungen auf den Wiederaufbau des verwüsteten Gebiets beschränkt würden. Und das wäre bei einer wirklichen wirtschaftlichen Zusammenarbeit Deutschlands und Frankreichs, wie sie hier stets als einziges Mittel der Gesundung Europas gefordert wurde, auch möglich. Denn Frankreich ist es nicht, das an einer Vergrößerung der deutschen Pflicht zur Wiedergutmachung ein Interesse hat; diese Vergrößerung durch Einbeziehung der Militärpensionen ist, worauf hier erst neulich hingewiesen wurde, nicht Frankreichs sondern Englands Werk.¹ Frankreich will nur, daß seine zerstörten Departements wiedererstehen sollen. Nach den Erklärungen des französischen Finanzministers will Frankreich in Brüssel ein konkretes Programm der Wiedergutmachung vorlegen, dessen Hauptziel es ist: die verwüsteten Gebiete wiederaufzubauen, wogegen die anderen Verpflichtungen sehr stark reduziert werden sollen. Es wäre ein Glück für ganz Europa, wenn es Frankreich gelänge sein Schuldentilgungs- und Wiedergutmachungsprogramm gegenüber England und Amerika durchzusetzen.

MAX SCHIPPEL · DIE ÄNDERUNG DER KRÄFTE- VERHÄLTNISSE ZUUNGUNSTEN DER ARBEITER- BEWEGUNG IN DEN VEREINIGTEN STAATEN

WIE in so vielen anderen Ländern steht in den Vereinigten Staaten von Amerika die Gewerkschaftsbewegung gleichfalls vor außergewöhnlichen Tatsachen und Entscheidungen. Der Krieg mit seinen beispiellosen Umschichtungen der Berufstätigkeiten, der Lohn- und sonstigen Einkommenshöhen wirkt übersee zwar weniger als in Europa nach, obwohl bereits die Einstellung auf riesenhafte Lieferung von Lebensmitteln und Kriegsmaterialien und nachher die eigene Kampfteilnahme und die unmittelbare massenhafte Menschenverwendung auf den Kriegsschauplätzen gewaltige Veränderungen in der Produktionsgestaltung und auf dem Arbeitsmarkt auslöste, die in Amerika ebenfalls noch lange nicht wieder vollkommen ausgeglichen sind.

Dafür hat aber der Preisabbau, der etwa seit Mai-Juli 1920 in den Vereinigten Staaten begann, nicht minder widerspruchsvolle, ganz unvorhergesehene Verhältnisse geschaffen wie bei uns die künstliche Preisaufblähung. Die öffentliche Meinung hat unter dem Widerstreit von ungewollten, aber unvermeidlichen Preisherabsetzungen und eigenwillentlichen, aber in der Mehrzahl scheiternden Lohnfesthaltungen zusehends eine heftige Wendung zuungunsten der Arbeiter erfahren, und die Eigenart eines großen halbkolonialen Einwanderungslandes verwickelt auf vielen Gebieten, vor allem für die Bergwerksproduktion, die Auseinandersetzungen zwischen Unternehmertum und Lohnarbeiterklasse eher noch mehr als bei uns. Selbst wenn man die Minierarbeit des Bolschewismus ganz beiseite lassen könnte, der mehr unter den noch nicht assimilierten ost- und südeuropäischen Neulingen Fuß gefaßt hat und den eigentlichen Kern des amerikanischen Tradeunionismus wenig berührt, bedeuteten der Krieg und die Kriegsnachwehen auch für Nordamerika, Canada eingeschlossen, den Beginn einer neuen Stufe der Arbeiterbewegung.

¹) Siehe *Cohen* Auf zu aktiver Außenpolitik, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte, Seite 855.

BLEIBEN wir zunächst beim Preisabbau und seinen keineswegs einheitlichen Wirkungen. Nach den Einschränkungen der Produktion für friedlich zivile Zwecke und nochmals während der großen internationalen Lieferungs- und Transportstörungen nach dem Kriegsende waren die Preishausse und schließlich der Preisrückfall nicht unbedeutend. Die Preise von 1913 (= 100) zum Ausgangspunkt genommen, waren nach dem Washingtoner Bureau of Labor Statistics die Preise für Farmprodukte durchschnittlich bis Mai 1920 auf 244 gestiegen, sie fielen dann bis Juni 1921 auf 114 und halten sich im Mai und Juni 1922 noch auf 132 und 131. Die übrigen Ernährungskosten steigerten sich sogar auf 287 im Mai 1920 und glitten dann in den bezeichneten Zeiträumen auf 137, 138 und 140 herab. Die Bekleidung erreichte, immer die gleichen vorgenannten Termine zum Vergleich gewählt, den Gipfel mit 347, und die späteren Indexziffern sind 172, 175 und 179; bei den Baumaterialien stellt sich eine Senkung heraus von 341 auf 163, 160 und 167, bei den Hauseinrichtungsgegenständen von 339 auf 196, 176 und 176, bei den Chemikalien und Drogen von 215 auf 133, 122 und 122, bei Verschiedenem von 246 auf 125, 116 und 114. Die Metalle und Metallerzeugnisse zeigten sich für den Konsum niemals so ungünstig wie die übrigen Bedarfsgruppen (Mai 1920 immerhin nur 193, dann 133, 119 und 120); andererseits ist bei Beleuchtung und Heizung der Preisniedergang (von 235 auf 191, 216 und 225) überhaupt nicht besonders einschneidend. Im Durchschnitt aller Bedarfsgruppen sank die Preisindexziffer von 272 auf 142, 148 und 150.

Wären die Arbeiter wie Rentner und Zinsempfänger auf ununterbrochen fortlaufende feste Geldeinkommen seit Mitte 1920 gesetzt gewesen, so hätten sie, ganz im Gegensatz zu den Beziehern fixierter Einkommen bei uns und in anderen Ländern der Valutaentwertung, an dieser jüngsten Preisbewegung des Lebensunterhalts ihre ungemischte Konsumentenfreude haben können. Als Produktionsbeteiligte aber, deren Geldbezüge vorwiegend vom Stand des Arbeitsmarkts, das heißt vom allgemeinen und berufsbesonderen Produktionsgang abhängen, lernten sie die tatsächliche Entwicklung wesentlich anders einschätzen. Die Preiszusammenbrüche zogen umfassende, fast allseitige Produktionseinschränkungen, Betriebsstillegungen und massenhafte Arbeiterentlassungen nach sich. Das Bundesarbeitsnachweisamt im Washingtoner Department of Labor rechnete am 1. August 1921 mit einer Abnahme der Beschäftigten um 5,7 Millionen Köpfe gegen das Vorjahr.¹ Diesen plötzlich einkommenslosen Arbeitermassen wäre der tröstende Hinweis auf die gleichzeitige Verbilligung der Großhandelspreise und des Konsums wie eine verletzend Verhöhnung erschienen. Für die noch Weiterbeschäftigten ergab sich unter diesem jähen Umschlag des Arbeitsmarkts selbstverständlich sehr bald ein wachsender Druck auf die Löhne, den die Gewerkschaften trotz allem schweren Mühen um möglichste Wahrung des erreichten Nominallohns mehr und mehr als entscheidende Kraft anerkennen mußten. So gut wie alle noch erfolgenden Streikandrohungen geschahen deshalb ausschließlich zur Abwehr, und die wenigsten Lohnkämpfe endeten ohne Lohnverkürzung für die gleiche Arbeitsleistung. Im Hauptindustriestaat New York sank die Lohngesamtzahlung (total pay roll) nach der Schätzung des Industrial Commissioner bis Juli 1921 auf 56 % des Höchst-

¹) Siehe die Rundschau *Gewerkschaftsbewegung*, in den Sozialistischen Monatsheften, 1921 I, Seite 456 f., und 1921 II, Seite 910.

stands vom März 1920, und sie machte auch nach Überwindung der ersten Panikerscheinungen im Juni 1922 nur 72 % des frühern Hochstands aus.²

Freilich hielt sie sich damit (im Staat New York) noch immer ganz ansehnlich über dem letzten Friedensniveau. Geht man von diesem (= 100) aus, so schwankten die Löhne in New York Staat in der ersten Jahreshälfte 1922 monatlich stets zwischen 180 und 192, während die Ernährungskosten für die Stadt New York im Juli 1920 bis auf 211 gestiegen waren und in den ersten 6 Monaten des Jahres 1922 auf 139 bis 145 angegeben werden.

Einen gewissen Vorsprung der Löhne gegenüber den rascher zurückgleitenden Verbrauchsausgaben haben die Arbeiter im Durchschnitt also festzuhalten vermocht. Bei den Bergleuten und Eisenbahnern, zwei kompakten und überragenden Massen, unterblieb sogar lange Zeit jede Lohnverkürzung. Gerade daraus ergaben sich jedoch ganz neuartige Interessenkonflikte. Diese wiederum führten zu einer wesentlich unfreundlicheren und feindseligern Haltung anderer sozialer Klassen zu den Arbeitern, die von aufrichtigen Arbeiterfreunden und zum Teil schon von weiterblickenden Arbeiterführern selber nicht ohne Besorgnis beobachtet wird.



EKONOMISCH ausschlaggebend sind, was man niemals vergessen sollte, in den Vereinigten Staaten noch immer die Farmer. Sie führen an den größeren politischen und kommerziellen Zentren und in der aufdringlichen Presse der Großstädte allerdings nicht das erste Wort; die Kapitalmagnaten der Industrie und des

Handels sind ihnen insoweit unvergleichlich überlegen, und selbst die Arbeiterschaft hat hier manches vor ihnen voraus. Aber die Farmer wirken im Stillen und auf die Dauer um so unwiderstehlicher durch die Wucht ihrer Massen und durch ihre unbestritten anerkannte Bedeutung für das Gedeihen auch der Industrie, der großen Transportzweige und des innern und äußern Handels. Die Industrie-, Handels- und Verkehrspolitik fügt sich schließlich immer wieder den ausgesprochenen oder unwillkürlich sich geltend machenden Interessenanforderungen dieses großen Grundstocks der amerikanischen Wirtschaft.

Farmer und Lohnarbeiter hatten bisher bei der relativ geringen Verwendung von Lohnarbeit im kolonial-bäuerlichen Betrieb wenig Gegensätze, in der Abwehr des großkapitalistischen Übergewichts und Monopols aber viele Berührungsanlässe, aus denen sich im Mittel- und Fernwesten sehr oft sogar eine engere parteipolitische Verbindung ergab. Dieses erträgliche und mitunter sogar ganz angenehme und gegenseitig förderliche Verhältnis³ hat durch die jüngste Preis- und Lohnentwicklung einen argen Riß erlitten, und einige der wichtigsten Lohnerörterungen und schließlichen größten Lohnkämpfe stießen vorwiegend deshalb auf eine ganz anders gerichtete öffentliche Meinung, mit der die tiefergehenden gewerkschaftlichen Bestrebungen jederzeit zu rechnen haben, auch dann, wenn eine skrupellose kapitalistische Preßmache die Differenzen maßlos übertreibt.

Gedeihen und Kaufkraft der Landwirtschaft und Gedeihen und Kaufkraft der Industrie sind in den Vereinigten Staaten mehr noch als anderwärts

² Siehe das vom Staat New York herausgegebene Industrial Bulletin vom Juli 1922; hier auch die später erwähnten Ernährungskosten für New York City.

³ Siehe darüber die Studie, die ich vor 12 Jahren von meiner Amerikareise schrieb: Schippel Gompers, Taft und der amerikanische Bund der Landwirte, in den Sozialistischen Monatsheften, 1910 II, Seite 671 ff.

gegenseitig auf das engste verknüpft. Diese kräftesteigernde Verbindung wird aber heute, unter dem heutigen Wirtschaftssystem, meist einen gewissen Gleichlauf der agrarischen und industriellen Preisentwicklung voraussetzen (das Wort industriell hierbei im weitesten Sinn verstanden, also besonders die Transportgewerbe bis hinauf zu den Riesenunternehmungen der Eisenbahnen dazu gerechnet). Wie aber, wenn agrarische und industrielle Preise sich plötzlich und längerdauernd, ohne größere produktionstechnische Umwälzungen, weit von einander entfernen, und zwar unter abnormem Übergewicht und Vorseilen der industriellen Preise? Und wie weiter, wenn es gelingt der öffentlichen Meinung die Lohnhöhe als Hauptkraft der ungleichmäßigen, als unbillig und unerträglich empfundenen Industrievertuerung darzulegen oder auch nur aufzureden? Unter diesen widerwärtigen Umständen haben die amerikanischen Gewerkschaften während der letzten Periode in ihrer freien Kräfteentfaltung schwer gelitten, und wir stoßen hier auf ein überaus ernstes und fesselndes Problem der Gewerkschaftstaktik, wenn man sich diese nicht bloß in Berücksichtigung der nächstliegenden Tagesziele, in der geschicktern oder unzulänglichern Art des Feilschens und Ringens um nominelle Lohnsätze erschöpfen sieht.

Die Kaufkraft der Landwirtschaft können wir, Durchschnittsernten vorausgesetzt, im großen und ganzen an den Preisen der agrarischen Produkte messen. Diese Preise waren, wie schon aus den mitgeteilten Zahlen des Washingtoner Arbeitsstatistischen Amtes hervorgeht, zeitweilig und bis zum heutigen Tag viel stärker gesunken als der Durchschnitt der Industriepreise und vollends als einzelne, für den Farmer wichtige und lebensnötige Preise (Heizung und Beleuchtung, Hausrat, Baustoffe); im Juni 1921 fanden wir deshalb die Farmerzeugnisse auf 114 gegenüber 172 bei Kleidung, 191 bei Heizung und Beleuchtung, 163 bei Baumaterialien, 196 bei Hauseinrichtungsgegenständen. Eine geradezu verblüffende Statistik des Landwirtschaftsamtes zergliedert dies weiter ins einzelne⁴, leider unter Zugrundelegung etwas anderer Ausgangsziffern (Preisdurchschnitt der letzten 5 Jahre vor dem Krieg = 100). Im Juni 1921 stand danach der allgemeine Preisdurchschnitt auf 151, der Mais, die größte amerikanische Ackerbaufrucht neben dem Weizen und der Baumwolle, jedoch nur auf 92: trotz verhältnismäßiger Industrieteuerung und trotz der andauernd erschreckend hohen Frachten, die naturgemäß vorzugsweise den (in Amerika doppelt und dreifach) marktfernen Farmer, sowohl als Bezieher wie als Lieferanten, treffen, also 8 % tiefer als der letzte mehrjährige Friedensdurchschnittspreis. Oder drastischer ausgedrückt: Ein Bushel Mais konnte Mitte 1921 (und seitdem hat sich nur eine geringe Verschiebung zwischen Agrar- und Industriemarkt vollzogen) nur noch 61 % der übrigen Waren zu produktivem oder persönlichem Konsum kaufen, die er vor dem Krieg zu kaufen befähigt oder gewohnt war, der Hafer nach seinem nunmehrigen Preisstand nur 60 %, die Gerste nur 53 %, die Kartoffeln 64 %, das Heu 68 %, das Schlachtrind 69 %, das Schlachtkalb 73 %, das Schaf 66 %, das Schwein 67 %, das Pferd 45 %, die Baumwolle, das entscheidende Erzeugnis des Südens, nur 51 %, die Wolle 58 %; der Weizen allerdings 93 %, die Butter 83 %, die Milchkuh 80 %; aber alle agrarischen Erzeugnisse zusammen, je nach ihrer spezifischen

⁴) Siehe die vom *Department of Agriculture* der Vereinigten Staaten herausgegebene Übersicht *Prices of Farm Products in the United States /Washington 1921/* (auszugsweise mitgeteilt in der *Monthly Labor Review*, vom Januar 1922.

wirtschaftlichen Bedeutung in die statistische Rechnung eingesetzt, verkörpert demnach nur noch 70 % ihrer frühern Kaufkraft.

Kann die Industrie, die unmittelbar vom Industrieabsatz abhängt, und kann die industrielle Lohnarbeiterklasse, die mittelbar ebenfalls davon abhängt, weil schließlich der Industrieabsatz den industriellen Produktionsumfang und damit die industrielle Beschäftigungsgelegenheit bestimmt, solche Verschiebungen der Kaufkraft als gleichgültig regungslos hinnehmen und für ihre eigenen Entschlüsse ignorieren, die selbstverständlich von den *nächstliegenden* Klasseninteressen, sei es des Industrieunternehmertums sei es der Industriearbeiterschaft, *ausgehen* werden, aber niemals die weiterreichenden allgemein wirtschaftlich-sozialen Zusammenhänge, die letzten Grundlinien der ökonomischen Gesamtentwicklung außer acht lassen können und sollen?

Es ist für die Stellung der amerikanischen Arbeiter zur Landwirtschaft und wiederum für die amerikanische gewerkschaftliche Gedankenwelt und Führerschaft überaus kennzeichnend, wie wenig man hierbei eigentlich grundsätzlich antiagrarisches und konsumenteneinseitig urteilt, andererseits freilich den Farmern die Pflicht der organisatorischen Selbsthilfe zuschiebt, wie man also sich selber außer Schußlinie zu bringen und einer eigenen Mitentscheidung auszuweichen sucht. Als im Frühjahr 1922 im Repräsentantenhaus zu Washington der Ausschuß für Arbeiterfragen (das Labor Committee) Sachverständige über die Kohlenproduktion vernahm, entspann sich folgendes in der Einfachheit seiner Antithese geradezu klassische Frage und Antwort-Spiel zwischen dem Abgeordneten Atkinson /Missouri/ und Edgar Wallace, einem namhaften Vertreter der Federation of Labor und der Bergarbeitergewerkschaft:

ATKINSON: »Die Bergarbeiter erhielten bis zuletzt 31 % mehr Lohn als sie während der Kriegshochkonjunktur bezogen hatten. Warum wollen Sie Sich nicht zu gewissen *Lohnermäßigungen* verstehen, wenn die Farmer seitdem 50 % nachlassen mußten?«

WALLACE: »Warum sollten *wir* deshalb etwas einbüßen, weil die *Farmer* sich nicht genügend *organisiert* hatten?«

Einseitige Konsumentenlogik und Billigkeitsüberschätzung wird man der Wallaceschen Antwort nicht vorwerfen können. Aber radikal zu Ende gedacht, vom Gruppeninteresse des Augenblicks zum dauernden Klasseninteresse der gesamten Arbeiterschaft höherentwickelt ist sie gleichfalls nicht. Denn mit der Erwiderung kann offenbar nur gemeint sein, daß der Gewerkschaftsführer an sich, ganz im Einklang mit der bisherigen Haltung der amerikanischen Arbeiterorganisationen, den Farmern eine Einkommensaufbesserung, vermittelt durch Warenpreissteigerung, gönnt, also nicht als dem tieferliegenden Arbeiterinteresse widersprechend ansehen würde. Aber ist bei Erzielung günstigerer Agrarpreise durch bessere Farmerorganisation und Farmerselbsthilfe nicht wiederum die Kaufkraft der nominell aufrechterhaltenen Bergarbeiterlöhne entsprechend geringer? Und wenn man diese notwendige Konsequenz in Kauf zu nehmen bereit ist, dann kann man eigentlich grundsätzlich kaum noch triftige Einwände gegen den zweiten Weg zu dem gleichen Endziel erheben: gegen die Herabsetzung des Nominallohns, die sich, wie der Gleitlohn so vieler englischer Tarifverträge, der Verbilligung der Lebenshaltung anpaßt, sei es wegen der Wahrung der Konkurrenzfähigkeit der exportierenden oder daheim dem Auslandswettbewerb unterworfenen Industrien, wie in England, sei es wegen der Sicherung der

unentbehrlichen Kaufkraft der Industrieabnehmer, wie zurzeit der eigenartigen Agrarkrisis in den Vereinigten Staaten. Die billige Weisheit des verwaschen klassenindifferenten Allerweltskonsumenten ist nun einmal etwas ganz anderes als Erkenntnis der Interessen der Produktion und der großen Produktionsklassen, und sowohl die englische Gleitlohnaktik wie die amerikanische Antwort bringt gegenüber dem bloßen Billigkeitsverfechter eine grundsätzlich richtigere, in das Wesen der Wirtschaft tiefer eindringende Auffassung der organisierten Arbeiterschaft zum Ausdruck.



B die jüngste Praxis der amerikanischen Gewerkschaften allenthalben dieser sich durchringenden Auffassung von den allgemeineren Produktions- und Marktzusammenhängen bereits genügend nachkommt, wage ich als Außenstehender selbstverständlich nicht zu entscheiden. Auch das Beispiel der englischen Trade Unions lehrt meines Erachtens, daß man über die Schwierigkeiten, die die Periode des Preisabbaus nicht weniger darbietet als jene der Preisinflation, nicht immer mit einer einfachen Gleitlohnpolitik hinwegkommt. Aber unbestreitbar hat das Mißverhältnis mancher Lohnhöhen von einschneidender Bedeutung zu den vollkommen umgewälzten Lebensmittelpreisen die Stellung des Farmertums zur Arbeiterbewegung rasch und tiefgehend umgestaltet, und den amerikanischen Gewerkschaftsführern, den tatsächlichen Vertretern der amerikanischen Lohnarbeiterklasse, war dies bisher niemals gleichgültig. Blicke die ausgebrochene Entfremdung und Verfeinerung dauernd, so wäre sie auch politisch, im Bunde wie in den Einzelstaaten, nicht ungefährlich. Gehören doch heute schon einflußreiche Organisationen der Farmer zu den lautesten Rufnern nach Zwangsschiedsgerichten, mit zwangsverbindlicher Kraft ihrer Lohnregelungen, für Bergbau und Eisenbahnen. Die Farm Bureau Federation des Staates New York telegraphierte am 13. August an den Präsidenten Harding:

»Das allgemeine Gedeihen steht obenan. Bergbau und Verkehr bilden für das allgemeine Gedeihen die Grundpfeiler. Die Farm Bureau Federation des Staates New York glaubt, daß die in diesen lebensnotwendigen Gewerben Beschäftigten sich einer Regelung und Aufsicht durch die Regierung so weit unterwerfen müßten, wie es die Ununterbrochenheit des Betriebes und die billige Gleichstellung mit anderen Erwerbszweigen verlangt. Besteht in dieser Richtung noch keine genügende Gesetzgebung, so sollte nach unserer Meinung der Kongreß das Nötige in Beratung ziehen. Die Farmer rufen alle gemeinsinnigen Schichten auf sich ihnen zur Wahrung der Produktionsinteressen und der Gesetzlichkeit anzuschließen.«

Die Chicagoer Leitung des Allgemeinen Farmerbundes schloß sich dieser Aufforderung durch eine eigene Kundgebung an den Präsidenten Harding an, und die Forderung der Eisenbahnnationalisierung wurde in den Kreisen der Farmer, der bisher noch immer wichtigsten Träger der Eisenbahnverstaatlichungspolitik in den Vereinigten Staaten, mit einemmal viel kühler betrachtet, weil die Verstaatlichung neuerdings mehr als Mittel zur Wahrung der alten Lohnhöhen, nicht zur Herstellung zweckmäßigerer Transport- und Siedlungsverhältnisse empfohlen wurde.

Eine Bewegung kann zweifellos unter Umständen am stärksten sein, wenn sie allein steht und geht. Aber die heutige zunehmende Isolierung der amerikanischen Gewerkschaften ist vorläufig noch nicht selbstgewollt, und deshalb leidet die gegenwärtige Taktik mehr als je an inneren Widersprüchen, die sie hoffentlich zu überwinden verstehen wird.

HEINRICH STÜHMER · DIE VIELGESTALTIGKEIT DER HEIMARBEIT

BEKANNTLICH hat die Reichsregierung den Entwurf eines Gesetzes zur Abänderung des Hausarbeitsgesetzes vom 20. Dezember 1911 herausgebracht.¹ Er trägt den Untertitel Heimarbeiterlohngesetz. In dem Entwurf ist vorgesehen, daß den Fachausschüssen bei unzulänglichen Entgelten der Heimarbeiter die Befugnis erteilt werden soll Tarifverträge über die Entgelte für verbindlich zu erklären oder Mindestentgelte für die Hausarbeiter festzusetzen. Außerdem soll der im § 1 des bestehenden Hausarbeitsgesetzes geschützte Personenkreis erweitert werden. Nach dem Regierungsentwurf sollen, soweit ein Bedürfnis dazu vorhanden ist, den Hausarbeitern gleichgestellt werden: 1. sonstige Hausgewerbetreibende, die fremde Hilfspersonen beschäftigen, 2. Zwischenmeister (Ausgeber, Faktoren und sonstige Zwischenpersonen), die Hausarbeiter oder Hausgewerbetreibende beschäftigen, 3. die von den Hausgewerbetreibenden und Zwischenmeistern beschäftigten fremden Hilfspersonen. Die den Fachausschuß errichtende Behörde oder die von ihr bezeichnete Stelle soll entscheiden, ob ein Bedürfnis besteht, und trifft nähere Bestimmungen darüber, wer als Hausgewerbetreibender oder als Zwischenmeister zu gelten hat und den Hausarbeitern gleichzustellen ist.

Der Regierungsentwurf will also auch den Zwischenmeister vor übermäßiger Ausbeutung durch seinen Auftraggeber schützen, wenn und wo ein Bedürfnis dafür besteht. Das kommt noch in einem andern Paragraphen zum Ausdruck, in dem es heißt: »Für Zwischenmeister sollen Zuschläge nach Hundertteilen der Mindestentgelte vereinbart oder festgesetzt werden, die den von ihnen beschäftigten Hausarbeitern zu gewähren sind.« Der Zwischenmeister soll also für seine Tätigkeit wie für die ihm entstehenden Auslagen und Geschäftskosten so entschädigt werden, daß er sich nicht an dem Lohn der von ihm beschäftigten Hausarbeiter schadlos zu halten braucht sondern diesen die vereinbarten oder von dem Fachausschuß festgesetzten Mindestentgelte ohne irgendwelchen andern Abzug als die gesetzlichen Versicherungsbeiträge ungekürzt auszahlen kann. Der Gedanke an sich ist auch vollkommen gesund. Bedenken sind nur dagegen erhoben worden, daß die den Fachausschuß errichtende Behörde oder die von ihr bezeichnete Stelle im Einzelfall darüber entscheiden soll, wer als Zwischenmeister zu gelten hat und den Hausarbeitern gleichzustellen ist, also ebenso wie diese des gesetzlichen Schutzes bedarf. In solchem Fall würde der Zwischenmeister im Fachausschuß auf der Seite der Arbeitnehmer sitzen, obgleich er gegenüber seinen Hausarbeitern doch zweifellos als Arbeitgeber zu gelten hat.

Es ist nun äußerst interessant, was die Vernehmung von Sachverständigen aus den Kreisen der Arbeitgeber, Arbeitnehmer und Zwischenmeister durch den Arbeitsausschuß des Reichswirtschaftsrats über diese und andere Fragen ergeben hat. Daß Angaben und Auffassungen der verschiedenen sachverständigen Arbeitgeber und Arbeitnehmer von einander abweichen, braucht wohl nicht besonders betont zu werden. Nichtsdestoweniger sind diese Gutachten sehr wohl geeignet über den augenblicklichen Stand der Hausarbeit in den verschiedenen Gewerben und Industrien einen Überblick zu liefern.

¹) Siehe Stühmer Ein Schritt zum Heimarbeiterschutz, in den Sozialistischen Monatsheften, 1922 I, Seite 350 ff.

In der *Glasindustrie* gibt es verschiedene Gruppen der Heimarbeit: Christbaumschmuck, Glaswaren, Spielwaren, Glasinstrumentenfabrikation, Fieberthermometerherstellung und anderes mehr, und in jeder Branche liegen die Verhältnisse anders. Es gibt Organisationen, in denen Groß- und Kleinfabrikanten zu dem Zweck zusammengeschlossen sind Preisverzeichnisse der Kataloge zusammenzustellen, um diese den Abnehmern vorzulegen und mit ihnen über die Höhe der Preise zu verhandeln. Die Löhne in der Christbaumschmuck-, der Glas- und Spielwarenindustrie waren vor und unmittelbar nach dem Krieg so gering, daß eine Arbeitszeit von 15 bis 18 Stunden erforderlich war, um einen einigermaßen ausreichenden Lohn zu verdienen. Im Thüringerwald handelte es sich bei der Herstellung von Glaswaren um eine bodenständige Hausindustrie, weil es dort keine andere Arbeitsgelegenheit gibt; deswegen auch die niedrigen Löhne. Wirtschaftlich sind diese Arbeiter abhängig, und deshalb sind sie übereinstimmend der Meinung, daß eine lohnamtliche Stelle eingerichtet werden muß, die die Befugnis hat Löhne mit allgemein verbindlicher Kraft festzusetzen.

Sehr vielgestaltig sind die Verhältnisse in der *Sonneberger Spielwarenindustrie*. Es gibt dort folgende Organisationen: die Vereinigung der Fabrikanten und Hausgewerbetreibenden der Spielwaren- und Puppenindustrie Sonneberg, den Verein selbständiger Augeneinsetzer, den Verein der Puppenaugenfabrikanten, die Glasbläservereinigung und die Glasbläsergenossenschaft. Außerdem sind die Drucker im Fabrikarbeiter- und die Schnitzer im Holzarbeiterverband organisiert. Beide Gruppen sind Heimarbeiter, die keine fremden Arbeitskräfte beschäftigen. Die Maskenanfertigung ist reine Heimarbeit. Diese Arbeiter sind nur durch eine Arbeitszeit von 16 Stunden in der Lage sich ihr Auskommen zu sichern. Ähnlich verhält es sich mit den Papiermachearbeitern, die Arme, Beine und andere Körperteile aus Papiermaché herstellen. Tieftraurige Verhältnisse bestehen bei den Heimarbeiterinnen für Puppenkleider und -hemdchen. Schlechter Verdienst bei mindestens 12stündiger täglicher Arbeitszeit. Der Schlichtungsausschuß erklärt sich für diese Gruppen als unzuständig.

In der *Korbwarenindustrie*, die ihren Sitz in Koburg hat, scheiden sich die Produktionsträger in folgende Gruppen: Korbmacher, Liefermeister und Korbindustrielle, die alle auf dem Markt als Konkurrenten erscheinen. Eine Ausnahme machen die in den Werkstätten beschäftigten Korbmacher, die im Deutschen und im Christlichen Holzarbeiterverband organisiert, deren Löhne tariflich geregelt sind und die zum größten Teil bei den Liefermeistern beschäftigt werden. Zu diesen 3 Gruppen kommen noch die Aufkäufer als Beauftragte der Korbindustriellen oder als Einkäufer für die Warenhäuser. Außerdem gibt es Genossenschaften, Vereinigungen von Heimarbeitern oder Korbmachern, die gegründet worden sind, um das Los der Korbmacher zu bessern, die aber nicht einmal die im Bezirkstarif festgelegten Löhne zahlen können, weil sie die Korbindustriellen unterbieten. Für die Korbindustrie besteht bereits ein Fachausschuß, der aber noch keine Tätigkeit ausgeübt hat.

In der *Spitzen- und Stickereiindustrie* haben die Zwischenmeister das Material für eine oder mehrere Firmen auszugeben, die Arbeit an die Heimarbeiter zu verteilen und die fertige Ware wieder abzunehmen, wofür sie einen bestimmten Prozentsatz für den ausbezahlten Arbeitslohn bekommen. Mit tariflicher Regelung der Löhne sind die Arbeitgeber einverstanden. Die

Spitzenindustrie ist zurückgegangen, weil Japan so billig lieferte, daß selbst bei niedrigen Arbeitslöhnen nicht zu konkurrieren war. In Oberfranken sind die Zwischenmeister selbständig, indem sie das Material selbst beschaffen oder von den Fabrikanten bekommen. In Schlesien werden die Löhne zwischen Unternehmer und Arbeiterinnen, in Oberfranken zwischen Zwischenmeister und Arbeiterinnen festgesetzt. In der vogtländischen Spitzenindustrie bezeichnen die Arbeitgeber die Zwischenmeister als selbständige Unternehmer, die tarifliche Lohnregelung für die Heimarbeit ist dort teilweise erfolgt. In der Posamentenbranche wird gegenüber dem Verlangen nach spezialisierten Tariflöhnen (Stücklöhnen) von den Arbeitgebern angeführt, es bestehe die Gefahr, daß dadurch Fabrikationsgeheimnisse verraten würden; doch ist dies kaum ein stichhaltiger Einwand.

In der *Wirkerei und Weberei* sind im Tarifvertrag für Sachsen die Faktoren und Zwischenmeister vollständig ausgeschaltet, sie bekommen aber ein Aufgeld für die mit den Arbeitern vereinbarten Tariflöhne. In Apolda sind die hausindustriellen Wirkermeister beim Abschluß der Tarifverträge Kontrahenten auf der Seite der Arbeitgeber. Eine neue Branche, die noch eine Zukunft hat, ist das Häkeln und Stricken der Wolljacken, der sogenannten Jumpers. Darin suchen und finden viele Frauen aus dem frühern Mittelstand, Offizierswitwen usw. Beschäftigung. Sofort haben sich in dieser Branche aber auch Vermittlerinnen gefunden, die diese Arbeit annehmen und dann weitergeben, ohne irgendwelche tarifliche Regelung, obgleich ein Tarifvertrag für Fabrikarbeit besteht, der die Bestimmung enthält, daß in der Heimarbeit für die gleiche Arbeit auch die gleichen Löhne gezahlt werden sollen. Die Handweberei im Mühlhauser Bezirk /Thüringen/ ist derart tariflich geregelt, daß der Lohn der Hausweber dem der Fabrikarbeiter gleichgestellt ist. Die dort tätigen Faktoren, die den Leuten in den entlegenen Dörfern die Arbeit mittels Fuhrwerks zuführen, werden dafür von den Hauswebern entsprechend entschädigt. In der Hausbandwirkerei im Bergischen Land (Elberfeld und Umgegend) hat in den letzten 10 Jahren eine starke Abwanderung der Arbeitskräfte in andere Industrien stattgefunden. Die größeren Zwischenmeisterbetriebe, die 30 und mehr Bandwebstühle hatten, haben den Fabrikanten ihre Stühle vermietet, und die Inhaber haben sich als Fabrikmeister anstellen lassen, weil sie nicht mehr existenzfähig waren. Die Lohnfestsetzung ist durch Tarif geregelt, der Lohn wird zunächst für Fabrikarbeiter festgesetzt und dann entsprechend den Werbungskosten für die Hausarbeiter geregelt; deshalb betrachten sie sich als Arbeitnehmer.

Die *Handschuhfabrikation* ist ebenfalls tariflich geregelt. Die Nähfaktoren, die fremde Hilfskräfte beschäftigen, bekommen für ihre Tätigkeit und als Ersatz für die ihnen erwachsenden Unkosten 20 % über den Tariflohn. Wird den Heimarbeitern der tarifliche Lohn nicht bezahlt, so sind der Schlichtungsausschuß und vorher der Tarifausschuß die maßgebenden Stellen, vor denen die Sache behandelt wird. Bei den Lohnverhandlungen sitzt der Nähfaktor auf der Arbeitnehmerseite, hat aber nicht mit zu entscheiden sondern wird nur gutachtlich gehört.

Die *Blumen- und Federbranche* beschäftigt eine große Zahl von Heimarbeitern, wobei das Zwischenmeistersystem nur teilweise in Frage kommt. Diese erhalten Material und Muster von ihren Auftraggebern, ihr Gewinnanteil ist prozentual. Die Anfertigung künstlicher Blumen wird namentlich in

Sachsen in großem Umfang betrieben, und zwar von Arbeiterinnen, die in ganz entlegenen Dörfern wohnen. Die mit der Ausgabe der Arbeit betrauten Personen können aber nicht als Zwischenmeister bezeichnet werden sondern sind Beauftragte der Fabrikanten. Fachausschüsse bestehen dort noch nicht.

In der *Schuhindustrie* gibt es eine umfangreiche Heimarbeit in der Stoffschuhbranche, wobei namentlich in der Umgegend von Frankfurt am Main Zwischenmeister in größerer Zahl in Frage kommen.

In der *Bekleidungsindustrie*, die eigentlich durch den großen Konfektionsarbeiterstreik von 1896 den hauptsächlichsten Anstoß zur Agitation für den gesetzlichen Heimarbeiterschutz gegeben hat, haben sich die Verhältnisse seitdem in vielen Branchen wesentlich gebessert, nachdem die Hausarbeiter von der tariflichen Lohnregelung mit erfaßt worden sind, wodurch die Ausbeutung der Ärmsten eingeschränkt wurde. Außerdem ist nach den Sachverständigengutachten zu konstatieren, daß der gute Geschäftsgang in verschiedenen Branchen der Heimindustrie die Löhne gehoben hat.

Es ist nun nicht beabsichtigt, daß nach dem Heimarbeiterlohngesetz die bestehenden tariflich vereinbarten Löhne von den Fachausschüssen nachgeprüft und abgeändert werden sollen, sondern diese haben nur dort einzugreifen, wo den Heimarbeitern offenbar unzulängliche Entgelte gezahlt werden. Die Fachausschüsse haben ihre Tätigkeit also als eine Ergänzung und Förderung tariflicher Lohnregelung aufzufassen, für die die Richtlinien im Gesetz enthalten sind. Dazu kommt dann als Neuerung die eventuell festzusetzende Buße für nicht richtige Entlohnung der Hausarbeiter. Natürlich hat auch das Heimarbeitsproblem jetzt ein anderes Gesicht als vor dem Krieg, da es nunmehr nicht allein gilt elende Löhne nominell zu erhöhen, vielmehr das ständige Sinken der Kaufkraft auch der erhöhten Löhne zur Hauptquelle des Elends geworden ist. Aller Schutz der Heimarbeiter wird illusorisch, wenn die deutsche Wirtschaft nicht die Kraft gewinnt durch Erhöhung ihres Gesamtprodukts ihnen wie allen Arbeiterkategorien überhaupt die zum Lebensunterhalt notwendigen Bedarfsgegenstände bereitzustellen.

HELENE HANNA COHN · DIE WERDENDE GEMEINSCHAFT IN PALÄSTINA

PALÄSTINAS völkerrechtliche Stellung ist nunmehr durch die Bestätigung des britischen Mandats durch den Völkerbund fixiert worden. Dieser Akt hat die Aufmerksamkeit der Welt aufs neue auf die große Bewegung des Zionismus gelenkt, so daß sich jetzt auch diejenigen mit ihr beschäftigen, die sonst von ihr nichts wußten oder wissen wollten.

Unter dem Namen Zionismus versteht man fast überall eine rein nationale Bewegung: das Streben der Juden nach Wiederherstellung ihrer Volksgemeinschaft in Palästina. Die am meisten ins Auge fallenden Mittel, die zur Erreichung dieses Ziels angewandt werden, sind politischer Natur: Verhandlungen mit den Großmächten, Versprechungen an die Mandatarmacht, Zurückweisung rivalisierender (der arabischen) nationalen Ansprüche in ihre Grenzen. Zionismus in seinem bisherigen Stadium war in den Augen der

Welt die politische Vorbereitung auf ein später zu erreichendes nationales Ziel. Jetzt, da der Völkerbund die von Balfour dem jüdischen Volk gemachte Zusicherung einer nationalen Heimstätte in Palästina bestätigt hat, stellt man sich im weitem Kreis die Frage, welchen Inhalt der Name Zionismus numehr erhalten wird. In erster Linie wird nun an das ökonomische Problem gedacht: Werden die Juden die zum Aufbau eines Staatswesens nötigen Mittel aufbringen? Wird es ihnen gelingen das Land zu erschließen und sich die wirtschaftlichen Bedingungen für eine dauernde Ansiedlung zu schaffen? Aus einem politischen Problem scheint sich der Zionismus in der Beurteilung der Umwelt in ein wirtschaftliches zu verwandeln. Doch wird auch dadurch noch sein Wesenskern nicht getroffen.

Nicht nur den Fernerstehenden sondern auch vielen, die die Bewegung genau kennen sollten, ist es entgangen, daß sich vom Beginn der zionistischen Bewegung an bei der Mehrzahl der Führer und der Geführten mit dem politisch-ökonomischen Streben ein anderes verbindet: das nach Wiedergeburt des echten jüdischen Geistes und nach Errichtung einer den Forderungen sozialer Gerechtigkeit entsprechenden Gesellschaft. Diese beiden Teile bleiben zu Anfang mit einander unverbunden, fast will es scheinen: gegen einander gereckt. Der Renaissance des jüdischen Geistes bahnt die Wiederaufnahme jüdischer Bräuche, jüdischer Namen, der uralten jüdischen Sprache den Weg, gibt ihm also anscheinend eine streng konservative Richtung. Gleichzeitig aber wird dem sozialistischen Ideal von dem zionistischen Bodenerwerbstitut, dem Jüdischen Nationalfonds, Bahn geschaffen, durch seine Bestimmung, daß palästinensischer Boden nur verpachtet und nicht in dauernden Privatbesitz gegeben werden darf. Der Schulbesuch in allen Lehrinstituten wird frei, indem die Gesellschaft die Kosten des Schulwesens übernimmt. Dazu kommt etwas später die Anerkennung und Förderung der Arbeitersiedelungen als Zellen des Wirtschaftslebens.

Besonders wesentliche Fortschritte in der Richtung zum Sozialismus werden in Palästina selbst gemacht. In allen den Jahren, in denen die Verhandlungen über die Berechtigung oder Nichtberechtigung des nationalen Anspruchs der Juden auf Palästina schweben, ist nämlich, anfangs unabhängig vom Willen der Parteiführer, in Palästina bereits eine jüdische Gemeinschaft entstanden, und diese lebendige Wirklichkeit, gleichviel ob durch Regierungsverträge gesichert oder nicht, erhebt allmählich in mindestens so hohem Maß Anspruch auf den Namen Zionismus wie alle diplomatischen Verhandlungen. Für die, die sich in 30jähriger Arbeit, unter Hunger, Fieber und Blut den Boden unter den Füßen erworben haben, ist die völkerrechtliche Bestätigung des nationalen Anspruchs auf diesen Boden zwar eine Genugtuung und Rückendeckung. Aber auch ohne sie zweifelten sie keinen Augenblick an der Berechtigung ihres Daseins auf diesem Boden. Ihnen ist die völkerrechtliche Sicherung ihres Werks nur eine der Grundlagen, auf die es sich stützt. Sogar die ökonomische Situation der Gemeinschaft, sowenig es möglich ist über sie, die überall in die Lebensgestaltung eingreift, hinwegzublicken, ist den Palästinensern nicht das Entscheidende. Das Problem, das sie am tiefsten bewegt, heißt: In welche Kultur, in welchen Geist weist ihre Entwicklung? Denen, die eine Verwirklichung des Zionismus erst dann anerkennen werden, wenn ein wesentlicher Teil des jüdischen Volks nach Palästina verpflanzt sein wird, mag der Zustand der auf palästinensischem Boden schon bestehenden kleinen Gemeinschaft unwesentlich, mag

vor allem die Frage nach ihrer kulturellen Art verfrüht erscheinen. Gewiß sind auch wir hier in Palästina der Meinung, daß wir, bei unserer politischen und teilweise auch materiellen Abhängigkeit von Europa und Amerika, und bei dem fortwährenden Zustrom großer Einwandererscharen, kein selbstständiges Kultursystem ausbilden können. Aber worauf es uns ankommt, ist dies: ob die selben Kulturideen, die für die Gründung unserer Gemeinschaft maßgebend waren, weiterwirken und dem ganzen Siedlungswerk seinen Charakter und Wert geben.

Die Grundlagen dieses jüdischen Siedlungswerks, das noch vor dem Entstehen der zionistischen Partei von einigen begonnen wurde, deren Sehnsucht zu groß war, als daß sie auf die Erlangung politischer Garantien hätten warten können, sind die gleichen, die den ganzen jüdisch nationalen Gedanken gemodelt und veredelt haben: die Wiederauferstehung jüdischen Geistes und die soziale Reformation. In 30jähriger Entwicklung tritt bald die eine, bald die andre Seite stärker hervor, bis endlich ihre unauflösliche Verwandtschaft klar erkannt wird: Keine Erneuerung jüdischen Geistes ohne Reformation der sozialen Gesellschaftsformen, und keine soziale Reformation ohne Renaissance des jüdischen Prophetengeistes. Von den Bilu ab, jenen russischen Studenten, die als erste hinausgehen, die Fiebersümpfe der palästinensischen Niederung auszutrocknen, bleibt diese Verknüpfung des jüdisch-ethischen mit dem sozialistischen Ideal immer lebendig. Von einem frühen Stadium der Kolonisation sowie der Parteibildung in Europa ab gewinnt die Jüdische sozialistische Arbeiterpartei Poale Zion Einfluß auf die Gestaltung des palästinensischen Lebens. Im Anschluß an das Weltproletariat führt sie ihren Kampf für die Einrichtung einer sozialistischen Gesellschaftsordnung bewußt als Klassenkampf. Um das jüdisch-ethische Ideal mit dem sozialen zu verbinden, stellt sich später die Vereinigung jungjüdischer Arbeiter (Hapoel Hazzair) an die Seite der Poale Zion.

Das Programm dieser Parteien und der vielen auf dem Boden der gleichen Weltanschauung stehenden, wenn auch den Anschluß an die engere Partei vermeidenden Palästinenser findet tönenden Widerhall bei der Mehrzahl der einströmenden jungen Juden. Schon lange vor der Katastrophe europäischer Kultur kommen sie ins Land, in der Erkenntnis, daß der Aufbau einer neuen Gemeinschaft auch der Aufbau einer durch ihre Eigenart berechtigten, der Aufbau einer bessern Gemeinschaft sein müsse. Die Sehnsucht nach kultureller Veredelung der Gesellschaft wird in den jungen Einwanderern durch das Programm der jüdischen Sozialisten Palästinas zu einem klaren Streben verdichtet. In Fragen der praktischen Lebenseinrichtung hat das jüdisch-sozialistische Ideal hundertfach gegen die Trägheit der bürgerlichen Ansiedler zu kämpfen. Es ist ein Kampf der jungen Generation gegen die alte: der jungen Landarbeiter gegen die um eine Generation älteren Kolonisten. Dieser Kampf der urjüdisch-sozialistischen Gesinnung gegen die Anschauungen des fern der Volksheimat degenerierten jüdischen Bürgertums hätte sich noch lange unentschieden im Zionismus hinziehen können, wenn nicht auch auf ihn die europäische Katastrophe ihre erdumspannende Wirkung ausgeübt hätte. Unter ihrer Einwirkung erfüllt sich der bis dahin fast nur als politisch-ökonomische Nationalidee auftretende Zionismus mit tiefem geistigen Inhalt: zu denen, die nach Palästina strebten, um mit Genossen verwandten Bluts vereinigt zu sein, gesellen sich nun die Scharen derer,

die sich aus dem Blut- und Geldtaumel Europas retten wollen, die, ohne die Notwendigkeit zu demolieren und zu morden, irgendwo auf der Welt mit Genossen gleichen Geistes eine neue, bessere Gesellschaft aufbauen wollen. In ihrem Streben im Verein mit Gleichgesinnten an einer neuen Gesellschaftsordnung mitzubauen bietet sich den jüdischen Europäern das vom Zionismus vorbereitete Palästina dar.

Die neuen Scharen, die nach dem Krieg nach Palästina wandern, tragen auf ihrem Banner eine Losung: Arbeit. Es ist der *Wille zur Arbeit* am Heimatsboden, und ist die Idee der Arbeit überhaupt als edelstes Menschengut, die diese Scharen in das der Kraft harrende Land treibt. Der Name Arbeiter verwandelt sich aus der Bezeichnung eines unterdrückten Standes in einen Adelstitel. Je mühevoller und opferheischer die Arbeit ist, desto besser. Akademiker, Kaufleute und Soldaten, Studentinnen und bürgerliche Haustöchter gehen im Sonnenbrand Steine klopfen, Häuser und Chausseen bauen, pflügen, säen und Malariasümpfe austrocknen.

Zum Ideal der produktiven Arbeit tritt das der *Gemeinschaft in Gleichheit*. Die jungen Akademiker und Akademikerinnen Palästinas, die in Regengströmen und Sonnenglut in einem Zelt frieren oder schmelzen, die barfuß in zerrissenen Kleidern gehen, oft Trink- und Waschwasser entbehren müssen, die nach Muße und Mitteln für geistige Nahrung verschmachten, die den Brief in ihr Herkunftsland wochenlang nicht abschicken können, weil ihnen das Porto unerschwinglich ist, sie suggerieren sich nicht die Überzeugung, daß dieses Leben wünschenswert ist und den Menschen körperlich und seelisch fördert. Aber solange es, weil die Erschließung des Landes noch wenig fortgeschritten ist, Schicksalsgenossen gibt, die bitterste Not leiden, betrachten die arbeitenden Kameraden es als ihre Pflicht durch eine Reihe selbstgeschaffener sozialer Institute für jene mitzusorgen: eine Belastung, durch die sie selbst bei ihrem kargen Einkommen mit jenen schließlich auf gleicher ökonomischer Stufe stehen. Ein Leben äußerster Einfachheit, unter Ausschaltung aller materiellen Genüsse und sogar vieler geistigen Besitztümer, die bisher zum Bildungsschatz der bürgerlichen Gesellschaft gerechnet wurden, bildet den palästinensischen Arbeitern die Grundlage ethischen Wollens.

Mit seiner überwältigenden Kraft hat das sozialistische Ideal des jüdischen Proletariats in Palästina eine Erschütterung auch im Leben des palästinensischen Bürgertums hervorgerufen. Die Schranken zwischen ihm und dem Proletariat scheinen gefallen. Gewiß gibt es noch tiefe Gegensätze der Lebenshaltung. Aber eine Einteilung in höhere und niedere Gesellschaftsklassen hat aufgehört. Oder vielmehr, es hat eine Umwertung der gesellschaftlichen Werte stattgefunden. In den Augen mindestens der Jugend ist der Arbeiter zur Spitze der palästinensischen Gesellschaft aufgestiegen. Er ist es, dessen Verdienst am Aufbau des Landes am höchsten gewertet wird; er hat mit den Forderungen der neuen Zeit, die in aller Bewußtsein eingedrungen sind, am meisten Ernst gemacht. Denn er hat das Gefühl seiner Pflicht, seiner Verantwortung als Träger der Produktion. Auch als Kulturschöpfer wird er anerkannt: In den Arbeiterkreisen hat die Neuschaffung der hebräischen Sprache ihren stärksten Rückhalt; aus Arbeiterkreisen stammt ein wichtiger Teil der neuhebräischen Literatur, stammt das neue jüdische Lied. (Natürlich wird die Überbrückung der gesellschaftlichen

Gegensätze dadurch erleichtert, daß der größte Teil der palästinensischen Arbeiter vorher in Europa eine geistige Erziehung und Bildung genossen hat; Proletarisierung ist hier nicht gleichbedeutend mit generationenlangem körperlichen und geistigen Elend. Aber auch da, wo ausgesprochene Bildungsunterschiede vorliegen, wirken sie nicht trennend.) Der Mühe und Entbehrungen tragende Pionier, der Chaluz, ist das Vorbild palästinensischer Bürgerkinder. Wohl in keinem andren Land der Welt erhält man, wenn man gut gekleidete kleine ABC-Schützen fragt, was sie später werden wollen, stolz die Antwort: Arbeiter. Zwischen den Schülern der Gymnasien, Seminare und Kunstschulen und den jungen Arbeitern besteht enge Kameradschaft. Unter ihrem Einfluß ist die aus Palästinas Schulen hervorgehende Generation von der Erkenntnis durchdrungen, daß keine Arbeit deklassiert. Söhne von Kaufleuten und Ärzten werden hier Chauffeure, Postgehilfen, Polizisten; Töchter von Kolonisten werden Land- und Industriearbeiterinnen. Die stärkste Anziehung übt auf die jungen Menschen die innige Gemeinschaft aus, die in den einzelnen Arbeitergemeinschaften herrscht: Man teilt mit einander das Brot, man hilft sich bei der Arbeit, man liest und lernt, man feiert und trauert einer mit dem andern.

Diese Revolutionierung der Jugend hat auch die ältere Generation nicht unberührt gelassen. Freilich erscheint den meisten die freiwillige Aufgabe ihres Besitzes und mancher bürgerlichen Anschauungen unmöglich, aber auch sie erkennen immer mehr den Arbeiterstand als die für den Aufbau wichtigste Schicht an. Die Umwertung der gesellschaftlichen Werte macht sich besonders in einer Vereinfachung der Lebensführung geltend. Abgesehen von einer kleinen, einigermaßen luxuriös lebenden Siedlerschicht, die auch wenig produktive Arbeit leistet und durchaus als antisozial empfunden wird, ist das Leben jüdischer Kolonisten und Städter überaus anspruchslos. Ein Sohn oder eine Tochter, die den Schritt aus dem Bürgerhaus in die Arbeiterbaracke tut, wird in vielen Familien keineswegs als deklassiert empfunden. Auf rein wirtschaftlichem Gebiet gibt es natürlich noch genug Interessengegensätze zwischen dem bürgerlichen Kolonisten und Kaufmann und seinen jüdischen Arbeitern. Aber gesellschaftlich sind alle einander gleich.

Es erweist sich, daß die Frage, ob in der neuen jüdischen Gesellschaft in Palästina bestimmte eigene Kulturelemente bereits sichtbar sind, nicht verfrüht, und daß die Antwort auf diese Frage für die Kultur unserer Zeit keineswegs bedeutungslos ist. Diese Antwort lautet: Die neue Gemeinschaft in Palästina hat als das Ideal den vollendeten sozialen Ausgleich, ein Ideal, in dem, deutlich erkennbar, die Züge moderner sozialer Demokratie mit denen jüdischer Prophetenethik eins werden. Gewiß ein Gedanke von gleicher Kraft wie jener, der seinerzeit Puritaner und schwäbische Protestanten nach Amerika trieb. Diese latente Bereitschaft der jüdischen Gesellschaft in Palästina zu einer Revolutionierung ihrer Lebensführung, dieser in der Luft liegende Entschluß, der in jedem Augenblick Gestalt gewinnen kann, erfüllt jedes Mitglied der werdenden Gemeinschaft mit ungewöhnlicher Kraft zum Schaffen und Ertragen. Er gibt dem Namen Zionismus den Sinn als Streben nach einer neuen jüdisch-sozialistischen Gesellschaftsordnung.

Eine solche kann vielleicht nur fern von Europa, nur im Geburtsland der mächtigsten Menschheitsideen erstehen.



AUGUST BLEIER · DIE SITTLICHE PFLICHT ZUR WIEDERGUTMACHUNG

REPARATION: dieser fremdländische Ausdruck hat sich in den letzten Jahren bei uns immer mehr und mehr für das Wort Wiedergutmachung eingebürgert, das ursprünglich, nach Beendigung des Krieges, allgemein von uns gebraucht wurde, und das vielleicht nicht ästhetisch schön, wohl aber ethisch richtig gebildet war. Das fremde Wort ließ uns den eigentlichen Sinn allmählich vergessen; die Reparation wandelte sich im öffentlichen Bewußtsein unvergessen in eine Kriegsentschädigung (die nie verlangt worden war), wurde gar in eine Kontribution verdreht. Die Bereitschaft: das, was im Krieg schlecht gemacht worden war, nun im Frieden wieder gut zu machen, die im ursprünglichen Wortsinn enthalten war, ging verloren, ja man sah in der Reparation mehr und mehr nur eine uns ungerechterweise auferlegte, unerträglich schwere Last, der man sich mit allen Kräften, mit Klagen, Protesten, Erregung von Leidenschaften gegen den angeblich haßerfüllten Gegner zu entziehen hätte. Und da es sich dabei vornehmlich um Frankreich handelte (denn England hatte sich durch Wegnahme der Kolonien, Schiffe usw. vorgezogen, und mehr als vollständig, bezahlt gemacht und hatte es nun leicht auf Kosten Frankreichs großmütig zu sein), so wurde im deutschen Volk eine Stimmung gegen das französische erzeugt, die der Versöhnung und Zusammenarbeit beider, dieser Voraussetzung eines Neuaufbaus europäischer Kultur, schier unübersteigliche Hindernisse in den Weg legte. Aber die wirtschaftliche Notwendigkeit erweist sich auf die Dauer als stärker denn die Künste einer auf Demagogie ausgehenden Politik. Und so bahnt sich in unseren Tagen, trotz aller jahrelangen Frankreichhetze, eine Verständigung, ein Zusammenwirken der deutschen und der französischen Arbeit an. Die deutsche Industrie, die selbe Industrie, die die Zerstörung Nordfrankreichs mit bewirkt hat, schickt sich jetzt an seinen Wiederaufbau zu vollziehen. Hier haben wir die Anfänge fruchtbarster Neugestaltung. Sie wird für Deutschland, für Frankreich wie für den ganzen Kontinent um so segensreicher sein, je mehr sie sich auch im richtigen Geist vollzieht. Sache der Wirtschaftler ist es in kühler Rechnung die Möglichkeiten des Gegebenen abzuschätzen und das zu Vollbringende in Angriff zu nehmen. Sache aller aber ist es auch die sittliche Pflicht zu diesem Werk zu erkennen. Dann erst wird das Fundament einer neuen Zukunft gelegt. Wenn wir ein neues Deutschland aufbauen wollen, dürfen wir nicht vergessen, was in Frankreich und Belgien im Krieg geschehen ist.

Was ist denn da geschehen?

Nur einige, herausgegriffene Zahlen: Zerstört wurden 250 000 Gebäude (davon 420 000 beschädigt), 53 000 Kilometer Wege, 4034 Fabriken, die mehr als 20 Personen beschäftigten. Das bebaute Land, das verwüstet wurde, ist 3 127 000 Kilometer lang. Schon im September 1915 sprengten die deutschen Ingenieure nach einander alle Gruben von Courcères, Liévin, Lens und Dages. Die unterirdischen Gänge mit Wasser zu füllen genügte ihnen nicht. Um die Franzosen zu verhindern den Betrieb später wieder einmal in Stand zu setzen, warf man alles Mögliche in die Gruben hinein: Aufzugkästen, Eisentaue, Kohlenkörbe, Leichname von Menschen und Tieren und sogar Dynamit-

kisten. Alles wurde methodisch gesprengt, alle oberirdischen Baulichkeiten, ein Saal nach dem andern, eine Maschine nach der andern, und in jeder Maschine Stück für Stück. Die Bureaus, die Grubenpläne, die Eintrags- und Kassenbücher, die Wohnungen der Beamten und Arbeiter, alles wurde vernichtet. Am 6. Oktober 1918, als die große Offensive der Alliierten begann, standen die Gruben des Département du Nord noch im Betrieb, die Kamine rauchten. Am 12. Oktober jedoch war in allen Bergwerken des Département du Nord und des Pas de Calais kein einziger Kamin mehr zu sehen; alles war gesprengt worden. An diesem Tag war in diesen Gegenden, wo kein einziger Kanonenschuß abgefeuert worden war, da die Gegner in einer Entfernung von 30 bis 40 Kilometer davon kämpften, kein Kompressor, keine Extraktionsmaschine, kein Ventilator mehr unversehrt., 220 Gruben sind für mehrere Jahre unbenutzbar, einige werden erst in 10 Jahren wieder ganz wie früher betriebsfähig sein. Die Gruben sind mit 60 bis 80 Millionen Kubikmeter Wasser gefüllt. Eine Produktion von 20 Millionen Tonnen, die jährlich um mehr als 1 Million Tonnen zunahm, die also im Jahr 1920 26, vielleicht 28 Millionen Tonnen erreicht hätte, ist vernichtet. Um eine gleich hohe Produktion zu erhalten, muß man jedenfalls bis 1930 warten. Eine Bevölkerung von 100 000 Arbeitern wurde obdachlos. Dies ist das Werk, das in den letzten Kriegswochen vollbracht wurde, als jede "militärische Notwendigkeit" sinnlos geworden war. Welche Verblendung, daß noch während des Zusammenbruchs ein derartiges Attentat auf die Lebensgrundlagen der französischen Wirtschaft ausgeführt wurde! Mußte es da wenigstens doch bereits klar sein, daß das deutsche Volk selber nur die Kosten dieser Zerstörungsarbeit zu tragen haben würde.

Ein deutscher Arbeiter hat vor kurzem, in der Freien Welt, seiner Entrüstung über die deutsche Kriegsberichterstattung Ausdruck gegeben, nach der die Franzosen ihr eigenes Land planmäßig verwüstet, die Deutschen die Dörfer und Städte geschont hätten. Demgegenüber zeichnet er aus eigener Anschauung »in kurzen, aber wahrheitsgetreuen Strichen« dieses Bild:

»Zuerst wurde die Provinz entvölkert. Alle waffenfähigen Männer wurden weit in das Hinterland abgeschoben, nach bestimmten Sammelplätzen dirigiert und von hier nach Belgien und Deutschland zum Arbeiten verschickt. Ebenso verfuhr man mit den alleinstehenden Frauen und Mädchen. An einem von der militärischen Kommandantur bestimmten Tage traten diese sorgfältig Auserwählten auf den bekannten Appellplätzen der Städte und Dörfer an, und der Abmarsch zur nächsten Verladestelle begann. An Gepäck durfte jeder nur so viel mitnehmen als bequem in einer Hand zu tragen war. Den Abschied von den Angehörigen und der heimatlichen Scholle hier zu schildern will ich mir ersparen. Herzerreißende Bilder sah ich vor meinen Augen sich abspielen. So manch einer wird in der Deportation zugrunde gegangen sein und hat seine Lieben und seine Heimat nicht wiedergesehen. Alte und gebrechliche Leute, Kranke und Frauen mit ihren kleinen Kindern wurden in Städten und Ortschaften untergebracht, die unmittelbar in der Feuerzone lagen, möglichst an der äußersten Front. Städte, die sonst nur 5- bis 6000 Einwohner zählten, hatten nach Zustrom dieser beklagenswerten Menschen 4- bis 5mal so viel in ihren Mauern zu beherbergen. Daß diese Unglücklichen auch nicht annähernd ein menschenwürdiges Obdach fanden, wird ohne weiteres einleuchten. Alle öffentlichen Gebäude, wie Kirchen, Schulen, Theater, sowie sonstige Häuser waren derart mit Menschen vollgepfropft, daß sie im wahrsten Sinne des Wortes über einander lagen. Eine solche Stadt glich buchstäblich einem Ameisenhaufen. Viele alte Leute starben unmittelbar nach ihrer Einlieferung in diese sogenannten Konzentrationsstädte. Die vielen Beschwerlichkeiten, die sie schon seit Beginn des Krieges getragen, und die Aufregungen der letzten Tage insbesondere brachten das kleine Lebensfämmchen, das noch in ihnen glühte, zum Verlöschen. Die Leichenkammern waren überfüllt. Ich sah in einer einmal 18 bis 20 Leichen beiderlei Geschlechts bunt durch einander liegen, die

der Bestattung harrten. Es machte Schwierigkeiten all die nötigen Särge anfertigen zu lassen, die für die Verstorbenen gebraucht wurden. Weil man auch alle Kranken zurückgelassen und in diesen Sammelstellen untergebracht hatte, war das Elend unter diesen Ärmsten besonders groß. Die Zivilärzte hatte man ebenfalls deportiert, und so bemühten sich nur einige wenige Militärärzte um diese Bedauernswerten. Aber auch bei der größten Aufopferung der Ärzte (einige waren Tag wie Nacht tätig) war es diesen unmöglich allen Kranken ausreichende Hilfe und Beistand zu gewähren. Nachdem nun in der Provinz die Städte und Dörfer entvölkert waren, wurde durch sogenannte Requirierkommandos alles aus den Häusern herausgeschleppt, was irgendwie von Wert und noch verwendbar war. Man sammelte alles Metall, riß selbst die Dachrinnen von den Häusern. In der Stadt Noyon wurden aus der Kathedrale, die ein Meisterwerk der Baukunst darstellt, die Orgelpfeifen, Kronleuchter usw. fortgeschleppt. Ferner waren alle Stoffe wie Leinwand usw. eine willkommene Beute. Die Polster der Sophas und der Stühle wurden nach Roßhaar untersucht. Betten wurden restlos aufgeladen und abtransportiert. Vor den Geschäftshäusern hielten Wagen, Soldaten bildeten eine Kette und reichten sich die in den Läden befindlichen Waren zu, welche bunt durch einander auf jene geworfen wurden. War die Fuhr geladen, so ging's heidi davon. In den Fabriken wurden die Maschinen, soweit es nicht schon früher geschehen war, abmontiert und abtransportiert. Alle landwirtschaftlichen Maschinen wurden gesammelt und verladen. Nachdem die Häuser nun von allem Wertvollen beraubt waren, ging man daran die Türen und Fenster auszunehmen. In die Dächer der Häuser wurden große Löcher gerissen. Das zurückgebliebene Mobiliar und sonstiges Gerümpel wurde in den Häusern zusammengetragen, um, wenn die Zeit dazu gekommen war, mitsamt den Häusern in Flammen aufzugehen. Das Land wurde, soweit es ging, unter Wasser gesetzt. Eigens zusammengestellte Sprengkolonnen waren Tag und Nacht damit beschäftigt alle Brücken zu sprengen. Die Chausseen und sonstigen Zufahrtstraßen nach diesen Sammelstädten wurden unbrauchbar gemacht. Die Straßen dieser Städte selber waren unterminiert, die Schächte mit Sprengstoff geladen, und beim Abzug der Deutschen wurden sie zur Explosion gebracht. Die Wirkung wird eine furchtbare gewesen sein. Ja, selbst die 100jährigen, wundervoll gepflegten Bäume, die die Boulevards der Städte einrahnten, fielen der Axt zum Opfer. In diesem wahnsinnigen Wüten ging man ferner daran planmäßig alle Obstbäume umzuhauen. Frankreich ist ja so unendlich reich an Obstkulturen. Aus dem Saft der Äpfel wurde das Nationalgetränk hergestellt: der Cider. Es war ein furchtbarer Anblick zu sehen, wie die mit Liebe und Sorgfalt gepflegten Obstbäume zahllos vernichtet wurden. Uns alten Landsturmluten, die wir tagelang durch diese brennende Wüstenei marschieren mußten, sind die hellen Tränen die Backen heruntergelaufen . . . Unseren französischen Brüdern, die jetzt wieder nach den Trümmerstätten ihrer Heimat zurückgekehrt sind und sich dort unter unsäglichen Entbehrungen und Mühen ein neues Heim gründen müssen, wir rufen ihnen zu: Wir wollten euer Unglück nicht. Wir deutschen Arbeiter wollen alles aufbieten, um euch zu helfen, daß es euch mit der Zeit möglich sein wird zu vergessen . . .«

In der Stimme des Arbeiters haben wir die einzige Möglichkeit zu einem Weltfrieden zu kommen, der Deutschland eine Lebensmöglichkeit schafft. Denn dieser Arbeiter fühlt sittliche Verantwortung. Diese Stimme weckt ein warmes Echo auf der andern Seite. Soll ich an die warmen Worte erinnern, die ein Pierre Renaudel erst vor wenigen Monaten im Namen der Liga für Menschenrechte bei uns im Reichstag sprach, an die Worte eines Faure, der im Großen Schauspielhaus in Berlin auf das Frankreich hinwies, in dem der Geist der großen Revolution lebt, der Geist der Menschenrechte, der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit? Diese Menschen verwechseln nicht das deutsche Volk mit denjenigen seiner Führer, die selber beklagenswerte Opfer eines Machtrausches und dazu noch von einer grundverkehrten, selbstmörderischen Außenpolitik irreführt waren. Selbst die Deportierten, die in der Schweiz Zuflucht suchten und fanden, haben sich so viel klares Urteil bewahrt, daß sie sagen: Der deutsche Soldat war im allgemeinen gut, er hat uns menschlich behandelt; aber je höher es hinauf ging, desto schlimmer

war es. Deshalb ist gerade der deutsche Arbeiter fähig als aufbauender Faktor aktiv eingestellt zu werden. Je mehr er zurückdenkt, was passiert ist, je weniger er vergißt, um so lieber wird er bereit sein die Hand zum Neuaufbau zu reichen. Und darin ist sich der ganze europäische Kontinent einig: Frankreich, Belgien muß zuerst geholfen werden, die klaffende Wunde muß geschlossen werden. Als ich im Dezember 1920 in Aachen Gast einer Familie war, erzählte sie mir: Wir sind im Frieden jedes Jahr zur Erholung in Belgien gewesen und sind immer gern dort gewesen. Denn es gab keine freundlicheren, höflicheren Menschen als den Belgier. Wenn wir nach dem Weg fragten, haben sie uns nicht nur den Weg gezeigt sondern sind ein Stück mitgegangen und freuten sich, wenn sie uns einen Gefallen erweisen konnten. Aber durch den Krieg ist alles zerstört. Wir haben es gesehen, wie da gehaust worden ist. Wenn daran heute ein Belgier nur denkt, wenn er Vergleiche zieht zwischen einst und jetzt, dann muß er tief traurig werden, und es muß Haß in ihm hochsteigen, wenn diejenigen, die das zugelassen haben, jetzt nicht die sittliche Pflicht fühlen wiedergutzumachen.

Amerika hat ein Alkoholverbot durchgeführt, Amerika, das reiche Goldland. Wir, die wir angeblich alle arm geworden sind, haben es nicht nötig, können Millionen, Milliarden in Likör, Schnaps usw. ausgeben. Ist es nicht ein Hohn für die Franzosen? Deshalb glauben sie nicht an Deutschlands guten Willen, und deshalb sind nicht wenige davon überzeugt, daß man sich vor einem erstarkenden deutschen Revanchegeist zu sichern habe. Sie sehen, welch ein Geist in den höheren Schulen Deutschlands gepflegt wird, daß man die alte, längst vergessene Fabel vom "Erbfeind" wieder hervorgeholt hat und den jugendlichen Köpfen einprägt, daß man selbst im französischen Unterricht nicht mehr Liebe zur französischen Kultur, Kunst und Literatur hervorzu-rufen sucht sondern Haß und Überheblichkeit gegen das "welsche" Wesen, den "untergehenden Romanismus". Sie wundern sich nicht, wenn solche Erziehung in erhitzten Gemütern ein "Heldentum" erzeugt, das den "innern" Feind zunächst besiegen will, um sich dann auf den äußern zu stürzen. Also sieht der französische Bauer, der französische kleine Rentner vorerst keinen andern Weg als den: sich durch die Gewalt der Gegenwart gegen die Gewalt der Zukunft zu schützen. Er will nicht, daß Frankreich durch den von ihm befürchteten spätern Ansturm eines dem seinigen an Zahl weit überlegenen fremden Volkes aufs neue, und diesmal endgültig, zerstört wird. Wecken und zeigen wir in Deutschland einen neuen Geist, so hört in Frankreich jene Furcht um die eigene nationale Existenz auf, damit fällt jedes Argument für Gewaltmaßregeln in sich zusammen. Das gehört zur Wiedergutmachung, daß wir auf jeden Gedanken das Elsaß und Lothringen wieder zu erobern verzichten. Das Elsaß haben wir innerlich nie besessen. Die Elsässer hätten <nachdem sie durch die jahrhundertlange Zugehörigkeit zum französischen Staatswesen sich selber der französischen Nation eingeordnet hatten, mit der sie durch die große Revolution geistig aufs tiefste verschmolzen, so daß diese Allemannen nunmehr fast glühendere Franzosen waren als die Abkömmlinge der Kelten, Franken, Romanen, Bretonen, die sonst die französische Nation bilden> nach der Annexion von 1871 nur moralisch erobert werden können. Ob diese Möglichkeit vorlag, bleibe unerörtert. Bestand sie, so wurde sie jedenfalls nicht genutzt. Und was in der Minute von 4 Jahrzehnten ausgeschlagen wurde, bringt keine Ewigkeit zurück. Nichts wäre jetzt schlimmer, als wenn der "Verlust" Elsaß-Lothringens im deutschen Volk ein Rach-

gefühl hinterließe, ein Verlangen nach gewaltsamer Rückgewinnung. Nein, die sittliche Pflicht zur Wiedergutmachung erfordert auch, daß wir uns selbst gestehen: Durch die Rückkehr des Elsaß und Lothringens nach Frankreich ist 1918 das Unrecht von 1871, das darin bestand, daß man Landesteile gegen den ausgesprochenen Willen ihrer Bevölkerung von ihrem Wahlland losriß und einem andern einverleibte, wiedergutmacht worden.

Rüsten wir so innerlich ab, so kann die Zusammenarbeit Deutschlands und Frankreichs, die jetzt, endlich, nach 4 verlorenen Jahren, auf wirtschaftlichem Gebiet beginnt, zu einer wirklichen europäischen Gemeinschaftsarbeit werden. Dann wird man in Frankreich nicht mehr annehmen, daß chemische Fabriken, daß Bahnen des besetzten Gebiets zu militärischen Bedrohungszwecken gebraucht werden. Dann wird gerade Frankreich das Wiederaufblühen der deutschen Industrie, der deutschen Schaffenskraft überhaupt, die der Kontinent so nötig braucht, in jeder Weise fördern.

In dieser Arbeit von höchster Produktivität sollten die Sozialisten die Führung haben. Allzu lange haben sie dieser ihrer Aufgabe nicht genügt. Den französischen Sozialisten, im Bann der bolschewistischen Hypnose, war der innere Kampf wichtiger als die sozialistische Gestaltung Europas. So war es ihnen nur darum zu tun Erbitterung gegen ihre Regierung hervorzurufen, und sie sahen nicht, daß sie dadurch nur sich schwächten und den Nationalismus, den sie bekämpfen wollten, stärkten, weil sie ganz Frankreich trafen und so bei den Deutschen gegen die Wiederversöhnung mit den Franzosen wirkten. Und die deutschen Sozialisten hat innere Unsicherheit von jedem energischen Schritt nach Frankreich hin zurückgehalten. In dem Lärm um die Last der "Reparationen", den man mit den anderen Parteien um die Wette machte, ging die leise Stimme des Willens zur Wiedergutmachung verloren. Jetzt scheint ein Moment der Besinnung gekommen zu sein. In dem neuen Aktionsprogramm, das der deutsche Sozialismus zu seiner Einigung verkündet hat, lesen wir:

»Die Vereinigte Sozialdemokratische Partei Deutschlands erkennt in dem Wiederaufbau der zerstörten Gebiete Nordfrankreichs und Belgiens eine moralische Pflicht Deutschlands sowie das unerläßliche Mittel durch diese Wiederherstellung die Völkerbeziehungen zu bessern.«

Mit der Anerkennung dieser Pflicht wird der Weg zu einem neuen Europa beschritten. Es ist ein langer Weg, an dessen Ende der wirtschaftlich zusammengeschlossene Kontinent, der Bund der ihre nationale Art frei entfaltenden und gerade darum zusammenarbeitenden Völker des Festlands steht. Ein Weg, auf dem wir noch viele Hindernisse materieller und psychischer Art finden werden, den einzuschlagen, mit Entschlossenheit einzuschlagen aber unsere Sache ist, die Sache des Sozialismus. Wir werden glücklich sein dürfen, wenn wir für das deutsch-französische Problem das Gewissen geweckt haben. Dieses Problem ist das Weltproblem. Ist es gelöst, so kann es dem englischen Imperialismus nicht mehr gelingen in einem veruneinigten europäischen Kontinent der Weltenrichter zu sein und die Gegensätze gegen einander auszuspielen, die so oft zu blutigen Kriegen führten, sondern das Ziel auch der englischen Arbeiterschaft, das Ziel der französischen, der deutschen, der Weltarbeiterschaft wird erreicht sein. Nicht durch widerwillige Abgaben, nur in der gemeinsamen Arbeit kann die europäische Wiedergutmachung vollzogen werden.

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Außenpolitik / Ludwig Quessel

Griechenland

Der militärische Zusammenbruch Griechenlands in Kleinasien, der in den letzten

Tagen des Augusts als eine nicht mehr zu verschleiernde Tatsache in die Erscheinung trat, hat auch einen vollständigen Umschwung in der griechischen Außenpolitik nach sich gezogen. Einstweilen scheint Griechenlands Rolle als Landsoldat Englands ausgespielt zu sein. Schwer erschüttert wurde das Vertrauen Griechenlands zu England namentlich durch den Umstand, daß nach den ersten griechischen Mißerfolgen in Kleinasien die britische Regierung keinerlei Anstalten traf die Katastrophe von der griechischen Armee abzuwenden, diese vielmehr teilnahmslos ihrem Schicksal überließ. Der Fall Brussas, der in Athen am 5. September bekannt wurde, führte zunächst nur zu einer Ministerkrise. Als aber 10 Tage später die erschütternde Nachricht von dem Fall und dem Brand Smyrnas in Athen eintraf, war die Möglichkeit den Zorn des Volkes über die proenglische Orientierung des Königs Konstantin, die Griechenland in unabsehbare militärische Abenteuer geführt hatte, durch parlamentarische Kombinationen zu besänftigen endgültig verpaßt. Die furchtbare Tragik der Flucht der Griechen aus Kleinasien führte nunmehr zu einem Militäraufstand. Am 27. September wurde der Vertrauensmann Englands gezwungen auf den Thron zu verzichten. Wie seine prodeutsche so endete auch seine proenglische Orientierung mit einem vollständigen Mißerfolg. Obwohl die Revolution in Athen unverkennbar einen antidynastischen und republikanischen Einschlag aufwies, fanden sich die revolutionären Elemente schließlich doch damit ab den ältesten Sohn Konstantins, den Prinzen Georg, als König anzuerkennen, nachdem Konstantin eingewilligt hatte Griechenland zu verlassen. Im Gegensatz zu der Außenpolitik Konstantins zielt die auswärtige Politik der Revolution offenbar auf eine Erneuerung der Bündnisse mit Frankreich und Italien ab. In diesem Sinn scheint auch Veniselos in Paris für sein Vaterland zu wirken. Dementsprechend werden von der Revolution als "Feinde des Vaterlandes" alle die Kreise betrachtet, die Griechenland in einen Gegensatz zu

Frankreich gebracht hatten. Der ehemalige Ministerpräsident Kalogeropoulos und der Prinz Andreas sind bereits verhaftet worden und sollen zusammen mit anderen Vertretern der proenglischen Orientierung abgeurteilt werden. Bei den bevorstehenden Wahlen rechnet man auf den Sieg der außenpolitisch nach Frankreich orientierten Parteien.

England

Wie in Griechenland so hat der französisch-türkische Sieg auch in England zu schweren Erschütterungen geführt. Der Rücktritt des Kabinetts Lloyd George muß als die direkte Rückwirkung der Vorgänge in Kleinasien angesehen werden. Nach den Äußerungen der englischen Presse haben die katastrophale Niederlage der Griechen und der Vormarsch der Türken auf Konstantinopel und die Meerengen geradezu Bestürzung in London hervorgerufen. Diese steigerte sich zur Panik, als am 30. September bekannt wurde, daß das Kabinett Lloyd George den General Harrington beauftragt hätte Kemal in ultimativer Form aufzufordern seine Truppen aus der neutralen Zone zurückzuziehen. Da dieser Aufforderung bereits ein Aufruf des Kabinetts an die Dominien zur aktiven Verteidigung und die Konzentration der englischen Mittelmeerflotte vor den Meerengen vorausgegangen war, so sah man die englische Aufforderung zur Räumung der neutralen Zone allgemein als die Einleitung eines Krieges gegen die Türkei an. Kemals Antwort, er könne keine neutrale Zone, sei aber bereit seine Truppen von den Meerengen zurückzuziehen, wenn England zuvor das asiatische Ufer räume, verschärfte die Lage außerordentlich. In dieser kritischen Situation fand man den Ausweg eine Vorkonferenz nach Mudania einzuberufen, die sich in den ersten Tagen des Oktobers mit der Festsetzung der ostthrazischen Grenze, der Räumung Thraziens durch die griechische Armee und der Frage der neutralen Zone beschäftigte. Über das Ergebnis der Konferenz von Mudania herrscht Unklarheit, da die amtlichen Mitteilungen außerordentlich inhaltsarm und zurückhaltend waren. Daß ihr Verlauf für England wenig befriedigend war, ergibt sich aus einer Rede gegen die französische Außenpolitik, die Lloyd George am 14. Oktober in Manchester hielt, und die einen Ab-

grund zwischen England und Frankreich aufriß. Sie war sein Schwanengesang. Die Opposition gegen Lloyd Georges Orientpolitik nahm nun so scharfe Formen an, daß der Ministerpräsident sich am 19. Oktober gezwungen sah zu demissionieren. Es ist offenbar die Absicht des neuen Kabinetts Bonar Law eine Verständigung mit Frankreich in der Orientfrage zu erzielen und auch in allen anderen Fragen ein besseres Verhältnis zu Frankreich wiederherzustellen.

Italien

Viel zum Fall des Kabinetts Lloyd George scheint auch Italien beigetragen zu haben, das sich nach Genua mehr und mehr von England abwandte und nach der französischen Seite hin orientierte. Als Lord Curzon am 20. September in Paris eintraf, war er sehr unangenehm davon berührt Italien in engster Gemeinschaft mit Frankreich zu finden. Wie wenig Italien geneigt war England in der Orientfrage gegenüber Frankreich zu stützen, zeigte insbesondere der Umstand, daß Lloyd Georges flammender Appell die »Freiheit der Meerengen« gegen die Türken zu verteidigen von dem Ministerium Facta kalt und abweisend mit der Zurückziehung des italienischen Kontingents von den Meerengen beantwortet wurde. Überhaupt hat Facta während der letzten Stadien der Orientkrise sehr entschieden von Poincaré gehalten. Wie sich das fascistische Kabinett Mussolini zur Orientfrage verhalten wird, muß noch abgewartet werden. Einstweilen spricht gegen die Annahme, daß Mussolini Anschluß an England suchen könnte, der Umstand, daß er mit, für englische Ohren äußerst verletzender Schärfe von den »unerwünschten englischen Mittelmeerparasiten« gesprochen hat. Man kann daher vermuten, daß auf der Orientfriedenskonferenz in Lausanne, die am 13. November beginnen soll, Italien wie bisher an der Seite Frankreichs stehen wird, so daß zunächst eine Abschwächung der Isolierung Englands in der Orientfrage kaum eintreten dürfte.

Südslawien

Der Waffenstillstand von Mudania, der die Türkei wieder zu einem Balkanstaat gemacht hat, ist naturgemäß auf Südslawiens Außenpolitik nicht ohne Einfluß geblieben. Da Rußland mit der Türkei verbündet ist, so entstand für Südslawien die Gefahr in einen außenpolitischen Gegensatz nicht nur zu der Türkei, sondern auch zu Rußland zu

gelangen, was den Südslawen keineswegs wünschenswert erscheint. Der Appell Englands an Südslawien militärische Hilfe zur Verteidigung der Freiheit der Meerengen zu leisten bestimmte die südslawische Regierung Rücksprache mit Paris zu nehmen. Deren Ergebnis war, daß Südslawien sein Desinteressement an Adrianopel erklärte und die Richtlinien der französischen Orientpolitik auch für Südslawien als maßgebend anerkannte. Im übrigen wird von verschiedenen Seiten gemeldet, daß für eine militärische Aktion gegen die Türkei im serbischen Volk nicht die geringste Stimmung vorhanden sei, nicht einmal bei den Militärs. Der Ministerpräsident Paschtsch und sein Außenminister Nintschitsch sowie die übrigen serbischen Außenpolitiker haben bisher keinerlei Neigung bekundet sich von England in einen Gegensatz zu Frankreich und Rußland bringen zu lassen oder gar als Degen Englands gegen die Türken zu dienen.

Rußland

Es kann keinem Zweifel mehr unterliegen, daß in den letzten Monaten die russische Regierung mit aller Macht nach einer Annäherung an Frankreich strebt (siehe diese Rundschau, 1922 I, Seite 232 f.). Wenn auch über die Ergebnisse des Besuchs Herriots in Moskau keine Mitteilungen gemacht worden sind, so scheint doch die russische Regierung auf ein Übereinkommen zwischen Frankreich und Rußland in der Orientfrage hingearbeitet zu haben. Man wird auch kaum fehlgehen, wenn man die Einladung Rußlands zur Teilnahme an der Orientfriedenskonferenz in Lausanne darauf zurückführt. Ebenso dürfte auch die Räumung Wladiwostocks durch die Japaner wohl dem französischen Einfluß in Tokio zuzuschreiben sein. Man begreift, daß die russisch-französisch-japanische Annäherung ernste Besorgnisse in London hervorruft. So klagt die Daily Mail, daß seit der Genueser Konferenz eine entscheidende Änderung der französischen Rußlandpolitik zu verzeichnen sei. Das ist nun freilich so nicht richtig. Die französische Politik war immer auf die Wiederherstellung des Russischen Reichs gerichtet, die franko-russische Allianz hat geistig in Frankreich nie aufgehört zu existieren. Was Frankreich jetzt für Rußland tut, geschieht zur Neufundierung der weltpolitischen Grundlagen des spätern russischen Imperiums; der gegenwärtige Bestand des innerlich längst preisgegebenen bolschewistischen Regimes kann

Frankreich in dieser Arbeit für die Zukunft nicht beirren. Die Westminster Gazette ist darüber tief beunruhigt und ruft, wenn die britischen Diplomaten nicht aufwachen, werde sich England bald in dem Zustand einer vollständigen Isolierung befinden.

Totenliste

Am 28. April ist in Paris *Paul Deschanel*, der ehemalige Präsident der französischen Kammer, der auch kurze Zeit Präsident der französischen Republik war, einer Lungenentzündung erlegen. Er hat ein Alter von 65 Jahren erreicht. Sein Hauptgebiet war die Außenpolitik, in der er sich eindeutig national, aber frei von Chauvinismus, betätigte; er war ein guter Kenner ihrer Probleme, die er mit Intelligenz und Gründlichkeit bewältigte. Parlamentarier seines Schlages, die die unbedingte Hingabe an die eigene Nation mit politischem Augenmaß und eindringendem Verständnis der Weltlage verbinden, sind in der deutschen Volksvertretung selten zu finden. Ihr Vorhandensein würde die deutsch-französische Zusammenarbeit, damit den Neuaufbau Europas wesentlich fördern.

Am 21. Juni starb *Take Jonescu* an der Brustbräune. In der Ära Kiderlen galt er als Freund Deutschlands. Später wandte er sich vom Dreibund ab und setzte sich besonders eifrig für das Eingreifen Rumäniens in den Weltkrieg ein. Er hatte für sein Vaterland auf die richtige Seite gesetzt. Nach dem Sieg der Entente wurde er rumänischer Außenminister, und es gelang ihm den Plan eines Großrumäniens zu verwirklichen. Auf alle Fälle ein großer Erfolg, wenn gleich über das Schicksal des angegliederten Bessarabiens erst nach der Wiedererstehung des Russischen Reichs das letzte Wort gesprochen werden wird.

Am 14. August starb in London *Alfred Lord Northcliffe*, im Alter von 57 Jahren. Die Rolle dieses englischen Zeitungsbeherrschers ist in und nach dem Weltkrieg immer wieder in deutschen Zeitungen hervorgehoben, wenn freilich auch nicht richtig gewürdigt worden. Wichtig ist, daß Northcliffe nach dem Krieg stets für ein unbedingtes Zusammengehen mit Frankreich eintrat. Er hat das vitale Interesse, das England daran hat die französische Politik stets der englischen geneigt zu erhalten und somit Frankreich von seiner Aufgabe der Einigung des europäischen Kontinents abzubringen, klar erkannt und mit stets gleichbleibender Energie betätigt.

Kurze Chronik Die Universität Greifswald hat die folgende *Preisauflage* gestellt: »Die Bündnispolitik Bismarcks soll erforscht und im weitern Rahmen der Rolle gewürdigt werden, die das Deutsche Reich in der europäischen Politik von seiner Gründung bis zum Ausbruch des Weltkriegs gespielt hat.« Bewerbungsarbeiten sind bis zum 1. März 1925 dem Senat der Universität zu übersenden. ◊ Das Mandat über *Palästina* ist durch den Völkerbund am 11. September auch offiziell England übertragen worden. Inwieweit das in der Balfourdeklaration gegebene Versprechen Palästina zur Heimstätte des jüdischen Volkes werden zu lassen erfüllt werden wird, hängt nicht sowohl vom guten Willen britischer Staatsmänner als vielmehr von der eigenen Initiative des Zionismus ab, namentlich von der Energie, mit der (ohne Rücksicht auf wirtschaftliche Schwierigkeiten, die bei der Neukolonisation unvermeidlich sind) die jüdische Einwanderung betrieben wird. ◊ Für das Frankreich durch Mandat zugefallene *Großlibanongebiet* wurde ein Repräsentativrat von 30 Mitgliedern gebildet, der bei der Gesetzgebung über Steuer-, Kredit- und innenpolitische Fragen mitwirken soll.

Literatur

Die Ausbeute an außenpolitischem Material aus den Lebenserinnerungen *Wilhelms II.* (Ereignisse und Gestalten aus den Jahren 1878 bis 1918 /Leipzig, K. F. Koehler/) ist nicht groß. Neues wird kaum zutage gefördert. Doch ist die Darstellung der Vorgänge in einigen Punkten durch die charakteristische Verquickung des sachlichen Moments mit dem persönlich-psychischen nicht ohne Interesse; man wird daher bei der Behandlung der Außenpolitik jener 4 Jahrzehnte, die (trotz richtigen Einzelzügen, infolge des Mangels an einem grundsätzlich auf den Zusammenschluß Kontinentaleuropas gerichteten Willen) in der trügerischen Sicherheit eines glänzenden Aufstiegs den Zusammenbruch Deutschlands vorbereitete, auch diese Aufzeichnungen heranzuziehen haben. Ob die von unserer Presse an dem Buch geübte spöttisch ablehnende Kritik durchweg gerechtfertigt ist, erscheint fraglich. Die Erkenntnis der Zusammenhänge, namentlich der Faktoren, die unsere Niederlage im Weltkrieg bewirkt haben, ist in ihm nicht größer, aber auch nicht geringer als in dem Großteil der anderen Nachkriegspublikationen.

Genossenschaftsbewegung / August Müller

Internationale Institute Seit einiger Zeit wird im Internationalen Genossenschaftsbund die Frage der Errichtung einer internationalen *Genossenschaftsbank* erörtert, die vor allem von französischer Seite befürwortet wurde. Die Engländer sind Gegner des Projekts, und ihnen haben sich die Deutschen angeschlossen. Auf Konferenzen in Brüssel im Januar dieses Jahres und in Mailand im April wurde der Plan besprochen und eine Studienkommission eingesetzt, die in Paris ihren Sitz hat. Die britischen und die deutschen Genossenschaftsvertreter beteiligten sich an den Arbeiten dieser Kommission nicht, weil sie glauben, daß die Zeitläufte der Ausführung des Gedankens ungünstig seien.

Etwas weiter ist man mit dem Gedanken der Errichtung einer internationalen *Großeinkaufsgesellschaft* gediehen, die wenigstens in der Theorie von allen Nationen gebilligt wird. Auch diese Frage steckt aber noch in einer Kommission, deren letzter Bericht mitteilt, daß die englische Großeinkaufsgesellschaft die ganze Produktion des Neuseeländischen Genossenschaftsbundes von Fleisch, Butter und Käse übernommen habe. Ein direkter Bankverkehr besteht mit Deutschland, Skandinavien und Rumänien. Mit Rußland konnten keine erheblichen Geschäfte gemacht werden, weil es an ausreichenden Sicherheiten für die erforderlichen Gelder fehlte. Aus dem Bericht geht hervor, daß zunächst die britische Großeinkaufsgesellschaft in bescheidenem Maß auch für andere Großeinkaufsgesellschaften tätig ist. Man kann sie ob dieser Tätigkeit wohl als eine Vorläuferin der internationalen Großeinkaufsgesellschaft ansprechen.

Neuerdings wird im Internationalen Genossenschaftsbund auch die Errichtung einer internationalen *genossenschaftlichen Versicherungskasse* erwogen. Darüber will man sich auf dem im Jahre 1924 in Genf stattfindenden internationalen Genossenschaftstag weiter unterhalten.

Landwirtschaftliche Genossenschaften Der *Generalverband der deutschen Raiffeisengenossenschaften* hielt seinen 40.

Verbandstag im Juni dieses Jahres in Schwerin ab. Dem Geschäftsbericht seien folgende Angaben entnommen: Der Verband zählte am Schluß des Berichtsjahrs 7461 Mitglieder, gegen 7192 im Vorjahr. Diese Mitgliedschaft umfaßt 14 Landes- und Provinzialgenossenschaftsverbände

mit ihren 5416 Spar- und Darlehnskassenvereinen, 1999 ländliche Betriebsgenossenschaften und 17 sonstige Mitglieder, ferner den Wirtschaftsverband der Raiffeisenschen Warenanstalten, 9 Zentralwarenanstalten, 3 Landesgenossenschaftsbanken, die Landwirtschaftliche Zentraldarlehnskasse für Deutschland und die Firma W. Bierschenk in Hamburg zur Vermittlung des Auslandsgegeschäfts. Die Vermehrung der Landesgenossenschaftsverbände von 13 auf 14 ist auf die Gründung eines zur Übernahme restlicher Organisationen gegründeten neuen Danziger Verbandes nach der Zerreißung der dortigen alten Organisation durch die Gebietsabtretungen zurückzuführen. Die Spar- und Darlehnskassenvereine zählten beim Abschluß für 1920 insgesamt 521 776 Mitglieder und verzeichneten einen Gesamtumsatz von 9 330 773 783 Mark, gegen 5 453 000 000 Mark des Jahres vorher. Die Summe der Aktiven betrug 2 369 080 246 Mark, gegen 1 608 000 000 Mark, der Gewinn 8 253 591 Mark, gegen 2 067 000 Mark im Jahr vorher. Die 3 Zentralkassen für Betriebsgenossenschaften (Landesgenossenschaftsbanken) erfuhren 1920 einen Rückgang ihres Jahresumsatzes von 1,468 auf rund 1,010 Milliarden Mark, bei 388 Mitgliedschaften. Das Betriebskapital vermehrte sich um über 50 Millionen, auf 121 729 062 Mark. Die Summe der Aktiven in der Bilanz vom 31. Dezember 1920 betrug 121 550 161, die der Passiven 121 729 062, der Gewinn 267 493, der Verlust 446 394 Mark. Die Zentralwarenanstalten vermehrten ihre Mitglieder um 399 auf 4128. Der Gesamtumsatz nach dem Wert stieg auf 1,496 Milliarden Mark (mehr rund 683 Millionen), nach der Menge von 23 677 999 Zentner auf 25 480 014. An Gewinn wurden insgesamt 3 613 671 Mark gebucht. Die Landwirtschaftliche Zentraldarlehnskasse für Deutschland, die zwar als Aktiengesellschaft ein selbständiges Dasein führt, aber als Organ des Generalverbandes zu betrachten ist, erzielte einen Umsatz von 32,8 Milliarden, gegenüber 10,1 Milliarden im Jahr 1920. Das Kapital des Unternehmens beträgt 100 Millionen und befindet sich im Besitz von Spar- und Darlehnskassenvereinen. Es wurde ein Reingewinn von 8 253 000 Mark erreicht. Einem Satzungsentwurf, der mehrere umstrittene Fragen einer Revision unterzieht, wurde in der Generalversammlung der Zentraldarlehnskasse grundsätzlich zugestimmt; er konnte jedoch noch nicht beschlossen werden, weil das Statut vorläufig noch die Zustimmung aller Aktio-

näre vorsieht, von denen einige fehlten. Auf der Tagung des Generalverbands der deutschen Raiffeisengenossenschaften wurden vor allem geschäftliche Angelegenheiten erledigt. Ein Referat über die Leistungen des deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens in Vergangenheit und Zukunft betonte die Bedeutung der landwirtschaftlichen Genossenschaften für die Hebung der Produktion und legte im einzelnen dar, welche Aufgaben hierbei die Genossenschaften zu erfüllen haben.

Die andere große landwirtschaftliche Genossenschaftsorganisation, der *Reichsverband der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften*, tagte am 31. August und 1. September in Stuttgart. Nach dem Verbandsbericht bestanden am 1. Juni 1922 in Deutschland insgesamt 36 235 landwirtschaftliche Genossenschaften, von denen 23 235 oder 64,1 % dem Reichsverband angehörten. Von diesen sind 72 Zentralgenossenschaften, 12 317 Spar- und Darlehnskassen, 3 217 Bezugs- und Absatzgenossenschaften, 2198 Molkereigenossenschaften und 5431 Genossenschaften verschiedener Art. Die Spar- und Darlehnskassen hatten einen Kassenumsatz von 54 491 Millionen Mark. Das gesamte Betriebskapital belief sich auf 7350 Millionen Mark, davon waren 5325 Millionen Mark Spareinlagen. Die Bezugs- und Absatzgenossenschaften hatten ein Betriebskapital von 414 Millionen Mark, der Warenbezug hatte einen Wert von 861 Millionen Mark, während der Warenabsatz 644 Millionen Mark ausmachte. Das Betriebskapital der Molkereigenossenschaften betrug 188 Millionen Mark. Eine Genossenschaft erhielt durchschnittlich eine Milchmenge von 668 000 Liter, sie verkaufte durchschnittlich 181 000 Liter und erzeugte 19 000 Kilogramm Butter. Die Zentralkassen erreichten einen Gesamtumsatz von 180 560 Millionen Mark, während die Hauptgenossenschaften des Reichsverbandes einen Warenbezug im Wert von 2955 Millionen Mark und einen Warenabsatz im Wert von 2003 Millionen Mark bewerkstelligten. Die Stuttgarter Tagung beschäftigte sich vor allem mit 2 Fragen, die für die gesamte deutsche Volkswirtschaft von ebenso großer Bedeutung sind wie für das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen: mit dem Einfluß der Valutabewegung auf das Wirtschaftsleben und den landwirtschaftlichen Betriebskredit und mit den Aufgaben der Genossenschaft bei der Ertragssteigerung in der Landwirtschaft. Ein Beschluß zur Valutafrage verlangt neben allgemeinen

Maßnahmen auch Stärkung der eigenen Betriebsmittel der Genossenschaften und Bereitstellung staatlicher Kredite, um den sonst unvermeidlichen Rückgang in der landwirtschaftlichen Erzeugung zu verhüten. Die zu der Frage der Befriedigung des landwirtschaftlichen Betriebskredits angenommene Resolution fordert unter anderem die Wiederherstellung des Bankheimnisses, Erhöhung der Geschäftsanteile der Genossenschaften, Stärkung des Betriebskapitals der Preußischen Zentralgenossenschaftskasse und Steigerung des Arbeitswillens des gesamten deutschen Volkes. Ein Beschluß, der sich mit den genossenschaftlichen Aufgaben bei der Ertragssteigerung der Landwirtschaft befaßt, betont mit vollem Recht, daß es vor allem Aufgabe der Gesetzgebung und Verwaltung sei den genossenschaftlichen Gedanken in der Landwirtschaft nach allen Richtungen hin zu verbreiten und alle gesetzgeberischen Versuche zu unterlassen, die zu einer Beeinträchtigung der Wirkungsmöglichkeiten der Genossenschaften führen.

Kaufmännische Genossenschaften Seit 1907 besteht der Verband deutscher kaufmännischer Genossenschaften (siehe diese Rundschau, 1921 I, Seite 963 f.),

der sich allmählich zum Träger aller genossenschaftlichen Selbsthilfebestrebungen der Kleinhändler und Kaufleute entwickelte. Der Verband errichtete eine besondere Einkaufszentrale, eine Bank und eine Verlagsgesellschaft. Nach dem Geschäftsbericht für das Jahr 1921 umfaßte er am 31. Dezember 1921 im ganzen 362 Genossenschaften als Mitglieder. Er hatte eine Einnahme von 410 000 Mark. Die Gesamtzahl der den Verbandsgenossenschaften angehörenden Mitglieder wird auf 30 000 angegeben. Die Einkaufszentrale des Verbandes erzielte im Jahre 1921 einen Umsatz von 496 183 000 Mark. Der Umsatz der Bank des Verbandes betrug insgesamt 384 500 000 Mark.

Im Juni fand sein 14. Verbandstag in Swinemünde statt. Es wurde dort, nachdem die laufenden Geschäfte erledigt waren, in einer Resolution über den Mangel an Unterstützung der genossenschaftlichen Bestrebungen des Kleinhandels durch die Reichsregierung und über Boykottbestrebungen von Kartellen und Lieferantenverbänden geklagt. Am wichtigsten war aber der Beschluß sich dem Deutschen Genossenschaftsverband anzuschließen. Damit ist die Bewegung im deutschen Genossenschaftsleben, die auf zweckmäßigste Gestaltung der Verbands-

bildung gerichtet war, vorläufig beendet. Der Verband deutscher kaufmännischer Genossenschaften war noch die einzige größere Zentralorganisation, die ohne Zusammenhang mit den 4 großen Zentralverbänden geblieben war. Da in allen wichtigen Fragen zwischen dem Deutschen Genossenschaftsverband und dem Verband deutscher kaufmännischer Genossenschaften grundsätzliche Übereinstimmung vorhanden ist, war es nur konsequent, daß sich beide Verbände zusammenschlossen. Es bestehen nunmehr in Deutschland nur noch neben den beiden Verbänden landwirtschaftlicher Genossenschaften der Deutsche Genossenschaftsverband und der Zentralverband deutscher Konsumvereine. Ein Schönheitsfehler in diesem Bild ist allerdings das Nebeneinanderbestehen zweier Konsumvereinsverbände.

Aufklärungs- schriften

In der Schriftenreihe über Gemeinschaftskultur, die im Verlag von Ernst Heinrich

Moritz in Stuttgart erscheint, hat Robert Wilbrandt eine Schrift Konsumgenossenschaften erscheinen lassen. Sie trägt das Motto: »Der Arbeiter, der sein Geld zum Krämer trägt, ist ein Esel.« Diesem etwas drastischen Ausspruch Bernard Shaws wird ihr Inhalt gerecht. Er ist ein temperamentvolles Plädoyer für das Konsumvereinswesen, nicht frei von einigen Einseitigkeiten, aber im großen und ganzen den Gegenstand wirkungsvoll behandelnd. Wilbrandt gehört zu der Schule der Genossenschaftsvertreter, die in den Konsumgenossenschaften das wesentlichste Mittel zur Verwirklichung sozialistischer Gemeinwirtschaft erblicken, und sein Büchlein verfolgt das Ziel insbesondere die große Bedeutung der Konsumgenossenschaften für den sozialen Entwicklungsprozeß darzulegen. Die Polemik gegen die Marxisten, die anderer Ansicht über die Konsumvereine sind, ist maßvoll. Das Büchlein ist vor allem solchen Lesern zu empfehlen, die über die allgemeine soziale Bedeutung der Konsumgenossenschaften Aufschluß suchen. Die Einzelheiten der konsumgenossenschaftlichen Entwicklung werden nicht ausführlich dargestellt.

Genossenschaftliche *Volksbücher* gibt der Verlag der Wiener Volksbuchhandlung heraus. In einer kleinen Abhandlung Die Hausfrau, der Einkaufskorb und der Konsumverein, gibt Emmy Freundlich Gelegenheit ihre propagandistischen Fähigkeiten kennen und schätzen zu lernen. Das Büchlein verfolgt nur agitatorische Zwecke, die es aber in vortreff-

licher Weise erfüllt. In einer andern Schrift dieser Sammlung: Die wirtschaftspolitische Gesetzgebung Österreichs, behandelt Sigmund Kaff nach einander die Gewerbeordnung, das Handelsgesetzbuch und das Genossenschaftsgesetz samt ihren Nebengesetzen und einschlägigen Verordnungen. Das Büchlein genügt der Aufgabe vortrefflich den Leser in diese verschiedenen Gesetze einzuführen. Es kann deshalb jedermann, der sich über diese Dinge orientieren will, aufs beste empfohlen werden.

Totenliste

Am 15. September starb in Stettin der ehemalige Landrat *Eugen von Brockhausen*, in seinem 66. Lebensjahr. Er hatte wichtige Obliegenheiten im Reichsverband der deutschen Landwirtschaftlichen Genossenschaften zu erfüllen gehabt. Er war Leiter zweier landwirtschaftlicher Genossenschaftsverbände in Pommern, betätigte sich außerdem im Vorstand und Aufsichtsrat verschiedener anderer genossenschaftlicher Unternehmungen und gehörte dem Ausschuß und Verwaltungsrat des Reichsverbands an. Brockhausen war lange Zeit Mitglied der konservativen Fraktion des preußischen Abgeordnetenhauses, auch des Reichstags. Er war einer derjenigen konservativen Parlamentarier, die auch Verständnis für die Genossenschaftsbewegung der Konsumenten besaßen, und er suchte den direkten Verkehr zwischen ländlichen und städtischen Genossenschaften zu fördern.

Kurze Chronik

Der Exekutivausschuß des *Internationalen Genossenschaftsbundes* hielt am 30. September und 1. Oktober in Essen eine Sitzung ab. Er beschloß im Jahr 1924 in Gent einen internationalen Genossenschaftstag abzuhalten, der mit einer internationalen Genossenschaftsausstellung verbunden werden soll. Mit dem Internationalen Gewerkschaftsbund soll demnächst eine Sitzung abgehalten werden, die den Zweck verfolgt festere Beziehungen zwischen der gewerkschaftlichen und der genossenschaftlichen Internationale herbeizuführen. Dann wurden Klagen über die Verfolgung der italienischen Genossenschaften durch die Faschisten vorgebracht. Ein schweizerischer Genossenschaftler wurde mit Untersuchungen an Ort und Stelle beauftragt. Von Selbsthilfe gegen den fascistischen Terror scheint auf der Tagung ebensowenig die Rede gewesen zu sein wie auf den Tagungen der gewerkschaftlichen und sozialistischen Organisationen, die gleich-

falls den Fascismus als ein unabänderliches Schicksal betrachten, dem man sich beugen müsse. ◊ Die *Volkstürsorge* in Hamburg hat im Jahr 1921 aus der Volksversicherung eine Einnahme von 84 437 000 Mark erzielt, der eine Ausgabe von 2 722 000 Mark gegenübersteht. Das neu aufgenommene Geschäft der großen Lebensversicherung brachte 3 618 000 Mark ein und verursachte 3 452 000 Mark Ausgaben. Das Unternehmen besitzt jetzt Aktiven im Wert von 78 888 000 Mark. Unter den Passiven befinden sich 69 000 000 Mark Reserven, der Jahresüberschuß für 1921 betrug 2 888 000 Mark.

Literatur

Die Gesellschaft für Propaganda des Genossenschaftswesens in Paris hat 2

Schriften *Charles Gides* erscheinen lassen: *La coopération, la place qu'elle réclame dans l'enseignement économique und Formation et évolution de la notion du juste prix*. Die eine stellt die Eröffnungsvorlesung des Verfassers bei Aufnahme seiner Professur am Collège de France dar, die andere bringt in geistreicher Weise das Genossenschaftswesen mit dem »gerechten Preis« in Zusammenhang. Eine weitere Schrift Gides, betitelt *Pourquoi les économistes n'aiment pas le coopératisme* /Paris, Rieder & Co/, sucht die Frage zu beantworten, warum die Ökonomen das Genossenschaftswesen nicht lieben. Alle 3 Schriften tragen das Merkmal des lebendigen Geistes und des eleganten Stils des Verfassers, der unter den Hochschullehrern für Nationalökonomie eine ganz eigenartige Stellung einnimmt. Er ist überzeugter Anhänger der Genossenschaftsbewegung, praktischer Mitarbeiter und zugleich einer der anerkanntesten Nationalökonomien Frankreichs. Man liest seine Darlegungen mit viel Nutzen und bedauert nur, daß die hohen Preise für französische Bücher deutschen Lesern ihre Benutzung so gut wie unmöglich machen. ◊ Einen kurzen *Führer durch das deutsche Genossenschaftswesen* hat der Verlag der Landwirtschaftlichen Zentraldarlehnskasse für Deutschland erscheinen lassen. Das 62 Seiten umfassende Heft kostet kartonniert 20 Mark. Der Verfasser F. Ackermann hat alles, was man zur Einführung in das deutsche Genossenschaftswesen wissen muß, knapp, klar und übersichtlich zusammengefaßt. Seine Schrift schildert auch die neueste Entwicklung nach dem Krieg und gibt das letzte Zahlenmaterial wieder.

WISSENSCHAFT

Psychologie / Georg Chaym

Angewandte
Psychologie

Dem wachsenden Interesse an den Fragen der Psychologie, besonders der angewandten (man muß schon an Münsterbergs Wort von dem »im ganzen Lande grassierenden Interesse an der Psychologie« denken) kommen 2 kleine, leicht verständlich geschriebene Schriften entgegen: *Karl Haase* *Angewandte Seelenkunde*, in den Hilfsbüchern für Volkshochschulen /Gotha, F. A. Perthes/ und *Erich Stern* *Angewandte Psychologie* /Leipzig, B. G. Teubner/. In gewissem Sinn ergänzen sie sich beide. In der einen ist mehr Wert auf Klärung der Begriffe und auf scharfe Grenzbestimmungen als auf die Fülle der Tatsachen gelegt, die andere behandelt, ohne viel Theorie, die Anwendungen der Psychologie in der Pädagogik, Rechtspflege, Medizin und im Wirtschaftsleben, teils in Überblicken teils in Einzelbeispielen. Denen, die eine Einführung in dieses jetzt so vielbesprochene Arbeitsgebiet suchen, kann daher nur empfohlen werden beide Schriften in der angegebenen Reihenfolge zu lesen. Am schwächsten sind, entschuldbarerweise, in beiden die Ausführungen über den Kernbegriff der angewandten Psychologie: die Anlage. Man muß sich vor Augen halten, daß Anlage ursprünglich ein anatomisch-biologischer Begriff ist: eine tatsächliche, erschaubare, körperliche Bildung, die sich zum Organ auswächst. Sobald man darunter aber Disposition mit potentielltem Charakter versteht wie in der Physiologie oder Psychologie, wird sie, wie Stern richtig sagt, nur ein Ausdruck unseres Kausalbedürfnisses, und damit treten die Gefahren aller Denkkonstruktionen ein, daß man sie bei einem beliebigen Grad der Verallgemeinerung ontologisch, als real existierend, auffaßt. Es ist deshalb durchaus Geschmacksache, ob man Disposition als formale Tätigkeit nehmen oder sie ganz speziell nach der »Gleichartigkeit der psychischen Erscheinungen« abgrenzen, und wo man die Grenze zwischen veränderlichen und unveränderlichen Anlagen ziehen will. In der Erkenntnis der Gefährlichkeit und Unsicherheit dieses Hilfsbegriffs sollte man, zumal in der Frühzeit einer Wissenschaft, besonders wenn sie eben eine bestimmte Technik herausarbeiten will, ausnehmend vorsichtig darin sein praktische Schlüsse zu ziehen. Eine Anmerkung noch zur Psychologie der Arbeitsgesinnung unserer Zeit: Die Gründe für die (aber nicht erst seit dem

Krieg) herrschende Arbeitsunlust sieht Stern, ebenso wie beispielsweise Eucken, in erster Linie in dem, was er als »Teilmenschentum« bezeichnet. Dabei weist er auf die moderne arbeitszerstückelnde Technik und die monotone Wiederholung eines Arbeitsvorgangs, überhaupt auf die Entseelung der Arbeit hin, und dies nicht nur bei den "niederen" Berufen; er stellt, wie dies heute üblich ist, dem gegenwärtigen Menschen den mittelalterlichen in seiner Geschlossenheit (so erscheint er aber uns nur auf Grund der zeitlichen Entfertheit) gegenüber. Bei solchen "Gründen" darf man indessen nicht stehen bleiben; denn nie käme man so zu den wahren Heilmitteln. Vielmehr glaubt man sich dann entweder fatalistisch in das Unvermeidliche schicken zu müssen, oder man sinnt in bloßer Verneinung der gegenwärtigen Wirtschaft und Technik einem "romantischen" Wirtschaftsideal nach. Man sollte indessen, in der Erkenntnis, daß die Arbeitsgesinnung nur zu einem geringen Teil eine Funktion der Arbeitstechnik ist, den eigentlichen Grund der Arbeitsverdrossenheit darin sehen, daß die Geistigkeit des Arbeiters nicht rechtzeitig den Änderungen der Wirtschafts- und Produktionsform gefolgt ist. So kann insbesondere der Sinn der Teilarbeit nur aus dem Geist der Gemeinschaft erlebt werden, wie er aus den heutigen gesellschaftlichen Verhältnissen nie erwachsen wird. Daher wird keine Psychotechnik uns die neue Arbeitsgesinnung bringen (auch die "passendste" Arbeit muß nicht unbedingt mit Befriedigung erfüllen), sondern erst die sozialistische Kulturgesinnung, die, aus neuem Gemeinschaftsbewußtsein heraus Schule und Leben durchdringend, der Arbeit einen mit den Produktionsformen zusammenstimmenden Sinn geben wird. Einen besonders Abschnitt aus der angewandten Psychologie behandelt *W. J. Ruttman* (Berufswahl, Begabung und Arbeitsleistung /Leipzig, Teubner/) in der von seinen früheren Arbeiten her bekannten Klarheit und Sorgsamkeit. Es ist ein Vorzug des Büchleins, daß neben den psychologischen die biologischen und sozialen Faktoren der Arbeit nicht zu kurz kommen, und daß auf die Grenzen der Eignungsuntersuchungen hingewiesen wird. Wie indessen der Verfasser, selbst ein Schulmann, von der heutigen Schule sagen kann, sie verfüge »über Erfahrungsmittel, welche die Sammlung von Beobachtungsdaten über jede Person erlauben«, bleibt unverstänlich; unsere heutige Schule, mit ihrem ganz auf intellektuelle Rezeptions- und Reprodukti-

onsleistungen eingestellten Verfahren ermöglicht doch nur sehr wenige und sehr einseitige Betätigungen; und eine Durchsicht der in den von dem Hamburger und dem Berliner Ausschuß herausgegebenen Personalbogen angeführten Beobachtungsgelegenheiten zeigt, wie wenig im Grund heute der Lehrer über seine Schüler erfährt. Aber von solchen Aussetzungen abgesehen, ist das Buch schätzenswert, besonders wegen der darin ausgesprochenen Gesinnung, die ihre Zusammenfassung in den Worten findet: »Nicht pädagogische Zuchtwahl und verwahrende Mißachtung der Massen, sondern Ordnung der persönlichen Kräfte des Volkskörpers nach Eignung und Bedarf sei die Grundrichtung der neuen Arbeitspolitik.« Man möchte hinzufügen: unter Wahrung der menschlichen Würde, in freier Einordnung in die Interessen der Gemeinschaft.

Arbeitswissen- Die Schriften des Landes-
schaft arbeits- und -berufsamts der
Rheinprovinz /Düsseldorf,

Verlag des Amts/ bringen, in einem Heft des Titels Ein Zentralinstitut für Arbeitsforschung; Vorschläge zur Rationalisierung der Arbeit, mehrere Aufsätze zu der brennenden Frage der Zentralisierung der Arbeitswissenschaft. Der Direktor des Landesarbeits- und -berufsamts, *Karl Kumpmann*, schlägt vor ein alle Gebiete der Arbeitswissenschaft umfassendes Zentralinstitut zu gründen, und zwar im rheinisch-westfälischen Industriebezirk. Das Arbeitsfeld des Instituts soll sich in Betriebswirtschaftslehre, experimentelle Psychologie, Physiologie gliedern und den Arbeiter, die psychotechnische Ausgestaltung des Betriebs, die Organisation und Technik der Arbeit und die Lohnfrage umfassen. Als Zwecke des Instituts werden »Forschung, Anregung von Verbesserung aller Art, Erstattung von Gutachten und wissenschaftliche Lehrtätigkeit« genannt. Das Institut soll aber auch die zentrale Organisation der gesamten Arbeitsforschung sein. Diese letzte Aufgabe könnte allein schon die Errichtung eines Instituts rechtfertigen. Umschlösse ein solches alle Teilgebiete der Arbeitswissenschaft, so erhielte es wohl eine gar zu große Ausdehnung. Dagegen ließe sich denken, daß das Zentralinstitut die Arbeiten, die die Grenzgebiete betreffen, für sich reservierte. Ein Aufsatz *Richard Woldts* behandelt den Ausbau der Betriebswissenschaft von der Empirie zur Wissenschaft. Der Verfasser entwickelt den Fortschritt in der Verwendung der sach-

lichen Produktionsmittel und die Rationalisierung der Betriebsorganisation durch ihn, die schließlich zur Rationalisierung der Menschenkraft übergehe und so den Übergang von der Betriebsautokratie zur Betriebsdemokratie mit sich bringen müsse. Ein Aufsatz *J. Webers* Die Aufgaben der Arbeitspsychologie zeigt, was vor allem wichtig erscheint, Verständnis für die Begrenztheit des experimentellen Verfahrens bei der Bestimmung der psychischen Arbeitsmomente. Hat man früher die psychologische Seite des Arbeitsvorgangs ungebührlich vernachlässigt, so darf man jetzt nicht in den entgegengesetzten Fehler verfallen die physiologische zu gering einzuschätzen. Daher ist es sehr gut, daß *Johannes Müller* in seiner Darstellung der Wege und Ziele der Arbeitsphysiologie den sehr weiten Umfang dieses Arbeitsgebiets hervorhebt, wobei er allerdings manches dazu rechnet, was schon im Grenzgebiet liegt.

Humor

Es erscheint fast vermessen die Fülle der psychologischen Tatsachen, Zusammenhänge, Anregungen und Ausblicke, die *Harald Höfding* in seiner psychologischen Studie *Humor als Lebensgefühl* /Leipzig, Teubner/ bietet, in einem kurzen Bericht zusammenzufassen; ich kann hier nur die Hauptpunkte hervorheben und hoffe dadurch das Verlangen nach der Lektüre des ganzen Werks anzuregen. Die psychologische Grundlage ist die Erkenntnis des Unterschieds zwischen Einzelzuständen, die, wenn auch mit mannigfachem Inhalt, durch ein einzelnes Erlebnis, und Gesamtzustände, die durch eine Reihe von Erlebnissen bestimmt sind. Die Spuren, die Dispositionen der Einzelerlebnisse, besonders ihrer Gefühlsseite, können durch eine »Verschmelzung« in eine Verbindung treten, wobei eine von den Einzelgefühlen verschiedene neue Gefühlsqualität entsteht, oder sie können es durch »Organisation«, wobei die Gefühle ihrer Bedeutung nach von einem leitenden Gedanken geordnet werden. (Nicht mit Unrecht hebt Höfding hervor, daß die neuere Psychologie das Studium der Gesamtzustände, die sich nicht auf die Gefühlswelt beschränken, stark vernachlässige, weil sie glaube bei den »Elementen« anfangen zu müssen.) Ein solches »abschließendes«, durch Organisation entstandenes Gesamtgefühl ist der »große Humor«, in dem das Erfahren der Lebensgegensätze, der Konflikte der Einzelgefühle, zusammentritt, unter Mitwirkung des Denkens und Strebens nach einem Ziel, das mit Energie und Treue

festgehalten wird. Er ist ein Gemütszustand, nicht eine Gemütsbewegung; er ist eine Lebenskunst, und es kann für ihn als Motto das Goethesche Wort dienen: »Wer sich nicht selbst zum besten haben kann, der ist gewiß nicht von den besten.« Im Humor steckt der Ernst hinter dem Scherz. Der kleine Humor ist ein Einzelgefühl, in der populärsten Form ein Scherz; er hat nicht die tiefe Lage des großen Humors, der eine »Sinnesart gegenüber dem Leben« ist. Die Voraussetzung des großen Humors ist als subjektive Grundlage ein bestimmtes Gefühlleben (Temperament), dessen Komponenten Überlegenheit, Gemüthsheit, Wehmut, Sehnsucht und Sympathie sind, und als objektiver Hintergrund die intellektuellen Funktionen, die sich wesentlich in dem Verständnis betätigen, das der Mensch von sich selbst und seinen Daseinsbedingungen hat; Wirklichkeitstreue ist eine der Voraussetzungen, der Humorist ist Realist. Die emotionale Grundlage ist der wichtigere Faktor. Die Entstehung von Gesamtgefühlen ist nun durch soziale und allgemeingeistige Bedingungen bestimmt. Höfding zeigt, wie die Voraussetzungen zur Bildung des großen Humors im Altertum nicht vorhanden waren und erst durch die Renaissance und den Kritizismus sich bildeten: der Humor ist eine durchaus moderne Erscheinung. Eine Ausnahme stellt Sokrates dar, den Höfding den ersten großen Humoristen nennt. Ihm stellt er Shakespeare zur Seite. In feiner Analyse werden die Dichter und Philosophen auf ihre Beiträge und Möglichkeiten zum großen Humor untersucht, wobei Höfding zu der Feststellung kommt, daß die großen Philosophen deswegen so selten große Humoristen sind (wenn er auch bei Spinoza und Kant Ansätze dazu findet), weil sich für sie alles um die intellektuellen Interessen sammelt, und dies daher ihr herrschendes Gesamtgefühl bestimmen muß. Daß Sokrates der einzige große Humorist unter den Philosophen ist, erklärt sich aus dem für ihn bezeichnenden Zusammenfallen der reinen Denkarbeit mit der praktisch erzieherischen Arbeit am Menschen. Höfding selbst ist zwar nicht Humorist, aber er gesteht, er habe den großen Humor als einen der idealen Typen im menschlichen Leben kennen gelernt und als den, mit dem er am meisten sympathisiere, »aber es kann ja sowohl eine unglückliche wie eine glückliche Liebe geben«. Dem Übersetzer Heinrich Goebel in Hildesheim gebührt unser Dank für die Übermittlung des Höfdingschen Werks.

Okkultismus Die Beschäftigung mit den sogenannten okkulten Phänomenen hat im Krieg und besonders in der Nachkriegszeit einen solchen Umfang angenommen, daß die Wissenschaft nicht mehr ruhig zusehen zu dürfen glaubt. Daher beabsichtigt die Psychologische Gesellschaft in Berlin einen Teil der okkulten Tatsachen einer wissenschaftlich genauen Prüfung zu unterziehen. Sie will zunächst denjenigen Personen, die im Besitz okkultur Fähigkeiten zu sein behaupten, Gelegenheit zu einer Untersuchung durch Gelehrte geben, die mit dem Gebiet, den Methoden und den Fehlerquellen vertraut sind. Zu diesem Zweck hat sie einen Ausschuß gewählt, dem Richard Baerwald, Max Dessoir und Albert Moll angehören. Als Hauptprobleme für die Arbeit des Ausschusses gelten folgende Fragen: 1. Gibt es ein räumliches oder zeitliches Fernsehen? 2. Gibt es eine Telepathie, das heißt eine Gedankenübertragung ohne Vermittlung der allgemein anerkannten Wahrnehmungsmöglichkeiten? 3. Gibt es eine Telekinese, das heißt, gibt es Personen, die fähig sind Gegenstände ohne die bekannten mechanischen Kräfte in Bewegung zu setzen? 4. Gibt es Materialisationen von Verstorbenen oder andere Materialisationen, gibt es Personen, aus deren Fingern oder Mund sich fühl- oder sichtbare Stoffe entwickeln, die die Form von Körperteilen oder sogar von ganzen Körpern annehmen und schließlich wieder spurlos verschwinden können? Jeder, der überzeugt ist, daß eine dieser Fragen bejaht werden muß, und daß er hierfür einen unbedingt zwingenden experimentellen Beweis vor dem Ausschuß erbringen kann, wird gebeten sich bei Albert Moll, Kurfürstendamm 45, Berlin, schriftlich zu melden.

Es ist sehr zu begrüßen, daß man diesen Erscheinungen durch genaue und unvoreingenommene Untersuchung zuleibe gehen will. Es ist eine auffällige Tatsache namentlich unserer Tage, daß die tiefsten Geheimnisse des Weltgeschehens, an die man nur ahnend herantreten kann, zu trauriger Täuschung und, häufiger noch, Selbsttäuschung der geistig oder moralisch Schwachen benutzt werden. So entstehen jene Ersatzbewegungen unter denen, die zu einem wirklichen Eindringen in die Dinge nicht die nötige geistige Energie, zu einer wirklichen Religiosität nicht die nötige seelische Intensität aufbringen und nun durch eine Ersatzwissenschaft (Okkultismus und dergleichen) oder Ersatzreligion (Christian Science usw.) diese Leere in ihrem Sein auszu-

füllen suchen. Eine Erforschung der psychischen Vorgänge, die dazu führen, hat nicht nur wissenschaftliches Interesse sondern könnte auch bei denen, die "gläubig" zu sein verneinen, während sie im eigentlichen Sinn antireligiös sind, das Bewußtsein einer Pflicht den Dingen gegenüber wachrufen und damit die Scham sich gegen sie vergangen zu haben.

Sexualforschung Lehrreiche Einblicke in das Geschlechtsleben der Menschen und Tiere gibt *Theodor Zell*, der »geistreichste Zoologe«, wie ihn Schleich einmal genannt hat, in seinem interessanten Buch *Die Diktatur der Liebe* /Berlin, Hoffmann & Campe/. Der selbstlose Forscher und treffliche Beobachter geht nicht die Wege der Zunft. Das Buch will hauptsächlich den Nachweis für die »Überkreuzungsregel« erbringen und seine Lehre von den Nasen- und Augentieren stützen. Jene Regel besagt, daß männliche Tiere zu Frauen, weibliche zu Männern eine besondere Zuneigung haben, die allerdings unter Umständen durch andere Einflüsse verdeckt werden kann. In der Praxis macht sich diese Regel unter andern darin bemerkbar, daß Kühe bei männlichen Melkern ("Schweizern") mehr Milch geben als bei weiblichen; dieser Umstand erklärt das sogenannte Verhalten der Kühe.

Als 1. Heft der *Quellschriften* zur seelischen Entwicklung /Wien, Psychoanalytischer Verlag/ ist das Tagebuch eines halbwichsigen Mädchens erschienen. Unter der Voraussetzung, daß es echt ist (es gibt Stellen, an denen man daran zweifelt), kann man darüber nichts Besseres sagen als Siegmund Freud in dem von ihm geschriebenen Geleitwort: »Wie die Gefühle aus dem kindlich Egoistischen hervorwachsen, bis sie die soziale Reife erreichen . . ., wie das Geheimnis des Geschlechtslebens erst verschwommen auftaucht, um dann von der kindlichen Seele ganz Besitz zu nehmen, wie dieses Kind unter dem Bewußtsein seines geheimen Wissens Schaden leidet und ihn allmählich überwindet, das ist so . . . zum Ausdruck gekommen, daß es Erzieher und Psychologen das höchste Interesse einflößen muß.«

Kurz sei über einige der Abhandlungen aus dem Gebiete der Sexualforschung, herausgegeben von der Internationalen Gesellschaft für Sexualforschung /Bonn, Marcus & Weber/ berichtet. *Numa Praetorius* schildert das Liebesleben Ludwigs XIII. von Frankreich als Beitrag zur Homosexualität in Herrscherhäusern. Trotz stärksten, in frühester Kindheit

auf das Heterosexuelle gerichteten Einflüssen (mit dem 3jährigen Knaben werden die obszönsten Gespräche geführt) blieb Ludwig eine weiblich anmutende Schamhaftigkeit und eine ausgesprochene Antipathie gegen Frauen eigen. Seltsam berührt die Geschichte seiner Ehe, und in dokumentarischen Mitteilungen des Verfassers entrollt sich ein dunkles Bild der "guten alten Zeit". Der Verfasser meint, da unter der Herrschaft des homosexuellen Königs keine Maitressenwirtschaft bestand, habe sich das Land unter der starken Hand Richelieus sehr wohl befunden. *Hans Licht*, dem wir schon eine Reihe wertvoller Beiträge zur erotischen Literatur der Griechen verdanken, stellte in der selben Sammlung die Stellen aus den Werken des Lukianos vom Samosata zusammen, die sich auf die Homoerotik beziehen. Sie zeigen die griechische Knabenliebe bereits auf ihrem Abstieg zur reinen Perversität. *Ernst Schulze* behandelt die Prostitution bei den gelben Völkern. Er zeigt unter anderm, daß der Handel mit gelben Mädchen an der asiatischen Küste größtenteils auf den Einfluß der Weißen zurückgeht, die Japaner allerdings andererseits die Auswanderung der Prostituierten sehr fördern. In einer Studie *Der Liebesdoppelselbstmord* zeigt *Elias Hurwicz* durch Analysierung mehrerer Fälle den psychischen Mechanismus solcher Vorgänge auf. Meist liege nicht eine »simultane« Gemeinschaft des Todeswillens vor, sondern eine »Willensauflegung« seitens eines der Partner, die sich von einfachem Zureden bis zu Suggestion und Befehl steigern könne. Aus der so entstehenden Willensgemeinschaft erwachse der Glaube, daß man ein Anrecht auf den Tod des Partners habe. So ist meist nicht die Idee der Todesgemeinschaft das treibende Motiv, sondern nur der eigene Tod. Aus alledem wie daraus, daß die Frau unter dem Liebeskummer schwerer leide als der Mann, folge, daß meist Frauen die geistigen Urheberinnen des Doppelselbstmords sind. Zur Willensauflegung, also zum Doppelselbstmord komme es, wenn in dem aktiven Partner der Mangel an Objektivität, die Selbstsucht, der Gedanke der Zusammengehörigkeit übermächtig werde. *Adolf Gerson* bringt in einer Abhandlung *Die Scham*, Beiträge zur Physiologie, Psychologie und Soziologie des Schamgefühls, in der gleichen Sammlung, eine solche Fülle feiner Beobachtungen, tiefdringender Analysen, kühner Folgerungen und Hypothesen, daß ein kurzer Bericht kaum Andeutun-

gen geben kann, und man jedem an der Sexualpsychologie Interessierten raten muß die Schrift selbst zur Hand zu nehmen. Das Schamgefühl sei eine Hemmung des Selbstbewußtseins; durch eine solche Hemmung werde auch der Schlaf erzeugt, mit dem sich der Reflex des Augenschlusses verbinde. So habe sich mit dem Schamgefühl der Reflex des »schamhaften Augenschlusses« verbunden. Noch gewagter ist die physiologische Erklärung des schamhaften Errötens, ein Reflex, der sich auf keine Weise unterdrücken läßt (solange er nicht verloren ist). Es ist ein mimischer Reflex der Blutgefäße und, wie alle mimischen Reflexe, in der vorsprachlichen Zeit der Menschen entstanden, und zwar aus den Zornreflexen. Er gewann an Bedeutung und erhielt sich, weil er ein sichtbares und daher sozial wichtiges Kennzeichen des Schuldbewußtseins ist. Die Gründe für das Auftreten des Schamgefühls sind verschieden nach Sitte und Gebräuchen. Konstant erscheint nur das geschlechtliche Schamgefühl, deshalb behandelt der Verfasser nur dieses. Da die Bekleidung der Schamteile bei den primitiven Völkern nicht mit dem geschlechtlichen Schamgefühl zusammenhänge, hält der Verfasser dieses nicht für die Ursache der Schambekleidung; der Schamschurz habe den Zweck die etwaige Erektion des Gliedes zu verhüllen. Diese gezwungene Erklärung läßt die des weiblichen Schamschurzes noch gezwungener erscheinen; man sollte ruhig eingestehen, daß wir noch keine endgültige Erklärung kennen. Die weitere Folgerung des Verfassers, daß die primitiven Völker kein geschlechtliches Schamgefühl besitzen, widerspricht allen uns bekannten Tatsachen. Gerson ist der Ansicht, daß das geschlechtliche Schamgefühl erst mit der Einehe entstanden ist. Er stellt der arischen Einehe, die ursprünglich und hauptsächlich eine Wirtschaftsgemeinschaft gewesen sei, die Einehe des nachexilischen Israels gegenüber, deren Zweck die Kindererzeugung war, und die dadurch die Liebe erschuf und die geschlechtliche Kälte der Frau in Aktivität wandelte.

Weibliches Liebesleben

Kann schon der Streit um die allgemeine Psyche der Frau nicht zur Ruhe kommen, um wie viel weniger über das Gebiet der Erotik, wo Vorurteile, Überlieferungen, eigene Wertungen und Wünsche, persönliche Erfahrungen hineinspielen und ein rein sachliches Urteil fortdauernd hemmen. So ruft man dann die Wissen-

schaft als objektive Instanz an. Aber auch die wissenschaftlichen Tatsachen werden gar zu leicht au coin du tempérament gesehen. Dieses Mißgeschick ist, glaube ich, auch *Mathilde von Kemnitz* widerfahren, als sie in ihrem an treffenden Beobachtungen und feinen Bemerkungen reichen Buch *Erotische Wiedergeburt* /München, Ernst Reinhardt/ (über dessen Inhalt hier in der Rundschau Frauenbewegung, 1922 I, Seite 534 f., bereits ausführlich referiert wurde) versuchte aus biologischen und entwicklungsgeschichtlichen wirklichen oder vermeintlichen Tatsachen die Forderungen und Aussichten für ein neues und reineres Liebesleben abzuleiten. Der treibende Gedanke ist wohl die Feststellung, daß »wir tatsächlich bei der germanischen Rasse mindestens 60 % Frauen finden, die bei der regulären sexuellen Gemeinschaft niemals oder nur selten die sexuelle Beglückung erleben«. (Die Verfasserin gibt leider nicht an, wie sie gerade zu dieser Zahl kommt; andere Ärzte haben hier niedrigere Zahlen genannt, und Helene Stöcker erklärte einmal die Annahme von 25 % solcher Fälle noch für zu hoch, während allerdings Hope Bridges Adams Lehmann die Zahl auf 75% angibt.) Jedenfalls fordert diese Erscheinung eine Erklärung. Die von den Ärzten gewöhnlich gegebene weist die Verfasserin ohne jede nähere Begründung ab. Ein Fachmann, der Berliner Frauenarzt Otto Adler, schreibt in seiner wertvollen Monographie *Die mangelhafte Geschlechtsempfindung des Weibes* /Berlin, H. Kornfeld/: »Frühere Masturbation ist ein häufiger, vielleicht der häufigste Grund mangelhafter weiblicher Geschlechtsempfindung. Es tritt dadurch leicht eine Gewöhnung ein an bestimmte Stellen . . . oder an ein bestimmtes Tempo. Die Gewöhnung ist als eine Festlegung der Leitungsbahnen aufzufassen. Die Klitoris ist keine dominierende Stelle des Geschlechtsempfindens . . . sie ist als wollusterregendes Organ in entwicklungsgeschichtlichem Rückgang begriffen.« Eine solche, aus Anamnesen abgeleitete Auffassung verdiente mindestens eine Widerlegung. Die Verfasserin sieht dagegen die Klitoris aus anatomischen Gründen als das wesentliche Wollustorgan an; sie sei aber im Lauf der Entwicklungsgeschichte so weit vom Scheideneingang fortgerückt, daß sie ihren eigentlichen Zweck jetzt verfehle. An ihrer Stelle hätten sich bei vielen, wenn auch nicht den meisten der Frauen, an-

dere erogene Zonen entwickelt. Diese Behauptung von der geringen Versorgung des Scheidennerns mit spezifischen Nervenendigungen ist aber bereits von Adler als Lakersche Annahme widerlegt und abgelehnt worden.

Wichtiger erscheinen der Verfasserin die mehr geistigen Gründe der weiblichen Frigidität. Die tierische Brunst zeigt außer der Periodizität auch die Abhängigkeit der sexuellen Erregbarkeit des männlichen Tieres von dem Sexualzustand des weiblichen. Die Periodizität ist, obgleich nicht in so starkem Maß, auch bei der Frau noch vorhanden; sie äußert sich, nach Kemnitz, darin, daß zu gewissen Zeiten »der weibliche Organismus gar nicht in der psychischen Verfassung ist, um die sexuelle Beglückung erleben zu können«, nach der Meinung anderer positiv in einem stärkern Sexualverlangen. Durch den aufrechten Gang, der die freie Benutzung der Hände ermöglichte, sei die Nahrungsbeschaffung erleichtert, und die Schwankungen der Ernährungsintensität während des Jahres seien aufgehoben worden; damit sei auch der sexuelle Trieb geringeren Schwankungen unterworfen gewesen, und beim Mann »eine dauernd bestehende sexuelle Erregbarkeit« entstanden. Eine unhaltbare Konstruktion. Daß die Brunstpausen nicht mit etwaigen Nahrungsschwierigkeiten zusammenhängen, sieht der Biologe schon aus den Zeitunterschieden der Brunstperiode bei eng zusammenwohnenden artverwandten Tieren, wodurch deren Kreuzung unterbleibt. Aber träge selbst die Voraussetzung der Verfasserin zu, so wäre doch nicht einzusehen, warum die Gleichmäßigkeit der Ernährung sich nicht bei der Frau in gleicher Weise wie beim Mann geltend machen sollte. Die freie Verwendung der Hände habe dem Mann dann auch ermöglicht das Weib seinem sexuellen Willen zu unterwerfen, ohne Rücksicht auf dessen innern sexuellen Rhythmus. Diese Vergewaltigung »mußte nun die Empfindungslosigkeit der Frau bei der sexuellen Gemeinschaft noch häufiger machen als dies durch die anatomischen Veränderungen innerhalb des Menschengeschlechts an sich schon der Fall ist«. Dazu komme noch der Fortfall des männlichen Werbespiels, wie es in der Tierwelt üblich sei, und die zu früh einsetzende sexuelle Inanspruchnahme der Frau. Ein geringer Ersatz werde durch das Entstehen neuer erogener Zonen, besonders durch den Rückgang der Hautbehaarung geschaffen, der wesentlichste

Ausgleich aber für die körperlich und seelisch bedingte wachsende Frigidität der Frau wurde durch die Entwicklung der Sexualität zur Erotik gegeben, das ist »im Gegensatz zur Sexualität im engeren Sinne die vergeistigte, mit allen Seelengebieten innig verknüpfte Sexualität«. Diese Entwicklung werde sowohl durch das asketische Ideal (besonders bei der Frau) wie vor allem durch die krankhafte »chronische Überreizung« gehemmt, »der heute bei allen zivilisierten Völkern die ungeheure Mehrzahl des männlichen Geschlechts bis zum gewissen Grade anheimfällt«. (Daß diese in ihrer Endwirkung die Frau schädigende "Überreizung" zum großen Teil von der Frau selbst verursacht wird, übersieht auch Kemnitz nicht.) Die Sexualität beider Geschlechter ist durch den Typus dieser Entwicklung charakterisiert; die in der Stammesentwicklung der Sexualität jüngste Form, die »Vergeistigung«, tritt in der Individualentwicklung zuerst auf, und zwar hauptsächlich beim weiblichen Geschlecht als Schwärmerei, sodann die in der Stammesentwicklung vorangehende Form, die Bildung neuer erogener Zonen, als Berührungstrieb, und erst spät die orgastische Fähigkeit und der Begattungstrieb, während beim Mann zuerst die orgastische Fähigkeit und, wenn überhaupt, relativ spät die Vergeistigung auftritt (eine Auffassung, die zwar dem konventionellen Schema entspricht, von einem in die Tiefe gehenden Verständnis aber als völlig verfehlt erkannt werden wird). Die Natur habe diese Entwicklungsfolge bei der Frau »um so freudiger getroffen«, als sie dadurch eine vorzeitige Schwangerschaft verhinderte. (Die Verfasserin verrät aber nicht, weshalb dann die »Natur« dem Mann den frühern Begattungstrieb gegeben haben soll, der doch eine frühzeitige Schwangerschaft wohl wieder begünstigt. Dieses Schema ist eben vollkommen falsch und hat nicht einmal für den engen Kreis der »germanischen Rasse« Gültigkeit.)

Einen »Beitrag zur Soziologie der Geschlechter« will *Leopold von Wiese* in seiner Studie *Strindberg* /München, Duncker & Humblot/ geben. Die Gruppen erotischer Verhaltensweisen, wie er sie dort umschreibt, wird er selbst mehr als Ausdruck empfindender Dichtung denn als wissenschaftlich strenge Feststellung ansehen. (Ob und wie weit er *Strindberg* richtig erfaßt hat, kann in dieser Rundschau nicht erörtert werden.) Auch er geht, wenn gleich er selbst fragt,

ob es nicht »grundfalsch sei jedes der beiden Geschlechter als einheitliche Gesamtheit zu behandeln«, von der Annahme aus, »als ob es *das* Weib und *den* Mann gebe«, und in Anlehnung an die Blüherische Gegenüberstellung des »gotischen und des dionysisch-erotischen Prinzips« spricht er dem echten Weib nur den Eros, nicht den Logos zu; er sieht in der Erfüllung mit dem Eros das Glück, die Kraft und den Vorzug der Frau und in dem Fehlen des Logos keinen Mangel. Aus der Bestimmung des Weibes im biologischen Sinn folge seine Anpassung an die geschlechtlich-natürliche Seite des Daseins und seine enge Verflechtung mit dem Körperlich-Natürlichen; aus seiner Bestimmung im historischen Sinn: der einseitig erziehenden Aufgabe der Anpassung an den stärkern Mann, habe sich »das Interesse am Persönlichen und die Uninteressiertheit am Sachlichen« entwickelt. Nun liege es aber so, daß die verzivilisierte und verulkivierte Frau bereits viel vom Logos aufgenommen, der Mann viel von seinem ursprünglichen Eros verloren habe. Dieser Weg müsse aufgegeben werden, wenn der Mensch zu einem inhaltreichen, freien und schönen Leben kommen wolle, das eben nur ein vom Eros erfülltes sein könne. Die dazu notwendige Klarheit über das gegenseitige Verhalten von Mann und Weib als Geschlechtswesen glaubt *Wiese* hauptsächlich auf soziologischem Weg gewinnen zu können. Er konstruiert einen verhängnisvollen Zusammenhang von Sexualordnung und religiöser respektive öffentlicher Sittlichkeit. In bekannter Weise glaubt er, die Priesterkaste sei bestrebt gewesen die vom Übersinnlichen ablenkende und im Weib leicht zu verkörpernde Fleischselust unschädlich zu machen, und für den Staat habe die Notwendigkeit bestanden die Kämpfe aus geschlechtlicher Rivalität möglichst einzuschränken. Der Geschlechtswille des Weibes komme dabei auf 2 Arten zur Geltung, die er den asiatischen und den europäischen Weg nennt; beim ersten sei das Weib willenloses Sexualobjekt (man siehe die Auffassung des Orients, wie sie so bei uns in Deutschland üblich ist), beim andern habe die Monogamie zu einer schmerzlichen Spannung zwischen Sinnlichkeit und Sittlichkeit geführt, aus der das Schicksal der verfolgten Dirne, der alternden Jungfrau und der eingeeengten Ehefrau hervorgegangen seien. Zu den relativ feinsten Schriften über Erotik gehört *Rudolf von Delius'* Philo-

sophie der Liebe /Darmstadt, Otto Reichl/. Kann man auch nicht allen Anschauungen des Verfassers zustimmen (zum Beispiel, wenn er behauptet, die Stärke des Geschlechtstriebes sei von der Menge des Spermas abhängig), und ist auch nicht alles neu, so muß man doch dem beipflichten, was er über die Analysen der erotischen Gefühle sagt. Auch Delius meint, wie die meisten, das erotische Erleben der Frau ströme in ihr ganzes Wesen aus, beim Mann bleibe es zunächst lediglich auf das Geschlechtliche beschränkt. Das Gefühl des Mannes stürme geradeaus, das Gefühl der Frau warte, wolle durch eine Zärtlichkeit geweckt sein, die an die Seele taste.

Totenliste In Breslau starb Ende 1921 *Martin Chotzen*, 63 Jahre alt. Er hatte erst vor kurzer Zeit einen Lehrauftrag für Sexualhygiene und Sexualpädagogik an der Breslauer Universität erhalten. Von seinen Schriften sind besonders Sexualeben und Erziehung und Die Notwendigkeit einer häuslichen sittlichen Erziehung zu erwähnen.

Der Herausgeber der Revue Mondiale *Jean Finot* ist Ende April 1922 in Paris im Alter von 64 Jahren gestorben. Er hat auch mehrere wissenschaftliche Arbeiten zur Sprachvergleichung und Völkerpsychologie verfaßt. Zur Rassenfrage nahm er in seiner Schrift *Le préjugé des races* Stellung. Von der Französischen Akademie ist sein großes Werk *La France devant la lutte des langues* mit einem Preis ausgezeichnet worden.

Kurze Chronik Der Hauptausschuß des preußischen Landtags hat einen Antrag angenommen, nach dem an allen Universitäten und Technischen Hochschulen *Lehrstühle für Erziehungswissenschaft* zu errichten sind, soweit solche noch nicht vorhanden sind. In allen Fällen, wo keine besonderen Vertreter für Pädagogik an der Universität wirken, oder wo diese nichtexperimentelle Pädagogen (ob da nicht wieder eine kleine Überschätzung des Experiments, des quasi Felsblocks der Exaktheit, mitgesprochen hat?) sind, ist für die Vertretung der experimentellen Pädagogik vorläufig wenigstens in der Weise Sorge zu tragen, daß geeignete Privatdozenten einen entsprechenden Lehrauftrag erhalten. ◊ In Köln wurde eine Zweiganstalt des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht eröffnet. ◊ In Magdeburg und in Nürnberg sind durch die Lehrerschaften mit Hilfe der Stadt Insti-

tute für Jugendkunde eingerichtet worden, die den Lehrern die Möglichkeit gewähren sollen sich in die Probleme der pädagogischen Psychologie einzuarbeiten. ◊ Dem Professor der Philosophie an der Universität Königsberg und Direktor des Psychologischen Instituts *Narziß Ach* ist das Ordinariat für Philosophie und Psychologie an der Universität Göttingen übertragen worden, wo er der Nachfolger Gottlieb Elias Müllers wird (siehe über Müller diese Rundschau, 1921 I, Seite 261 f.). Ach ist der Begründer der experimentalpsychologischen Untersuchung der Willensvorgänge. Außer in seinen beiden großen Arbeiten über Willensstätigkeit und Denken /Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht/ und über den Willensakt und das Temperament /Leipzig, Quelle & Meyer/ hat er die Fragen der Willenspsychologie in den von ihm herausgegebenen Untersuchungen zur Psychologie und Philosophie /Leipzig, Quelle & Meyer/ behandelt.

Literatur Kaum bei einem Krankheitsbild haben die Auffassungen in der Geschichte der Medizin so geschwankt wie bei dem der Hysterie, besonders über den Anteil, den die sexuelle Sphäre daran hat. Zur Klärung der Frage bringt *Siegfried Placzek* in seiner, für Ärzte, Juristen und Pädagogen unentbehrlichen Monographie *Das Geschlechtsleben der Hysterischen* /Bonn, Marcus & Weber/ ein großes Tatsachenmaterial, das er ohne Rücksicht auf irgendeine Theorie beleuchtet. Von Hippokrates bis zu Charcot sah man die Wurzel der Hysterie in unbefriedigtem Geschlechtstrieb der Frau. Charcot war der erste, der jede kausale Beziehung der Hysterie zur Sexualität ablehnte. Mit der Freudschen Auffassung der Hysterie beginnt die 3. Periode. Nach Freud werden erschütternde, stark affektbetonte Erlebnisse, wenn der Affekt sich nicht in Ausdrucksbewegungen entladen kann, ins Unbewußte verdrängt; die aufgestaute Energie des »eingeklemmten« Affekts löst die hysterischen Phänomene aus. Placzek schildert hysterische Frauen, die durch Skandalprozesse bekannt geworden sind, behandelt den Zusammenhang von Frigidität und Hysterie und die forensische Bedeutung des Geschlechtslebens der Hysterischen. ◊ Unter dem Titel *Venus auf Abwegen* /Berlin, Hoffmann & Campe/ ließ *Paul Leppin* Beiträge zur Kulturgeschichte der Erotik erscheinen; ein feines Büchlein, das nicht besprochen sondern selbst gelesen sein will.

Sozialwissenschaften / Conrad Schmidt
**Lieb knecht
(Karl)**

 Welch ungewöhnlich reiche,
geistig bewegte Individualität
mit dem hochstrebenden

den Gesinnungsidealismus Karl Lieb-
knechts verbunden war, ließen bereits
die vor längerer Zeit veröffentlichten
Briefe erkennen, die er aus den Kerker-
mauern an seine Frau gerichtet hatte.
Bewunderungswürdig trug er die Qualen
der Haft. Sein Denken, immer dem All-
gemeinen zugewandt, scheint ihn mit
Unempfindlichkeit gegen persönliche
Entbehrungen gepanzert zu haben. Be-
geistert schildert er die Freuden, die
ihm im Gefängnis aus den Werken der
großen von ihm geliebten Dichter flie-
ßen. Sogar die Arbeit des Tütenklebens
hat ihre Reize. »Ich studiere daran«,
schreibt er, »systematisch das Wesen der
Technik, die Psychologie des Erfindens,
den Begriff der Geschicklichkeit. Du
magst lächeln, und sicherlich sind ähn-
liche experimentalpsychologische Unter-
suchungen schon oft gemacht und wohl
auch wissenschaftlich verwertet. Nur ge-
naue Selbstbeobachtung kann volle Klar-
heit geben. Jede kleinste Bewegung des
ganzen Körpers und der einzelnen Gli-
eder, ihre Haltung, die geringsten Modi-
fikationen in der Verwendung der Sinne,
besonders der Augen und des Gefühls,
die Rolle der geistigen Funktionen und
des Stimmungszustandes, der Art und
Ordnung des Materials, der fortgesetzten
Repetition gleichartiger Bewegungen, des
Tempos und Rhythmus der Handgriffe
unter Beobachtung anderer und der Be-
lehrung durch sie und der einzelnen
Erfahrungen: unzählige Einzelheiten und
Kleinigkeiten sind es, aus denen sich
schließlich eins der wichtigsten Bewe-
gungsgesetze der menschlichen Entwick-
lung ergibt, das im Kleinsten das selbe
ist wie im Größten.«

Das Staunen wird noch größer, wenn
man den starken Band zur Hand nimmt,
der jetzt unter dem Titel Karl Lieb-
knecht Studien über die Bewegungsgesetze
der gesellschaftlichen Entwicklung /München,
Kurt Wolff/ aus dem Nachlaß publiziert
wurde. In dieser Arbeit, die während der
2 Jahre, 1916 bis 1918, im Luckauer Gefängnis
in kargen Mußstunden entstand, führt
Liebknecht Gedanken weiter, die er als
»Aperçus und Essays« schon vor 10 Jahren,
gleichfalls als Gefangener, hingeworfen
hatte: ein Zeichen, wie andauernd und
intensiv ihn die Probleme festhielten. Auch
dieses Manuskript trägt noch wesentlich
das Gepräge weniger für Leser als zur

eigenen Selbstverständigung fixierter
Gedankenreihen. Vieles ist nur in Form
allerallgemeinster Hinweisen, oft nur
durch Titelstichworte, angedeutet, der
Fortgang oftmals durch Exzerpte aus
der Gefängnislektüre unterbrochen. Die
Arbeit des Herausgebers, der, gewiß sehr
richtig, auf den Versuch die Lücken zu
ergänzen, von vornherein verzichtet hat,
war vornehmlich darauf gerichtet die
Ausführung nach allgemeinen Gesichtspunkten
in ein Dispositionsschema zu gliedern
und allzu häufige Wiederholungen nach
Möglichkeit zu streichen.

Durch die Fülle seiner Reflexionen und
Ausblicke ragt das Buch auch in dieser
seiner fragmentarischen Gestalt weit über
das Niveau der üblichen soziologischen
Literatur empor. Die Grundidee, die
Liebknecht immer wieder betont, und
durch die er sich von der Marxschen
ökonomischen Geschichtsauffassung prinzi-
piell zu unterscheiden meint, ist die:
daß der menschlichen Natur, wie über-
haupt allen Organismen, eine gewisse
Eigengesetzlichkeit und Zielstrebigkeit
eigne, die sich mechanisch letzthin nicht
erklären lasse; daß die Geschichte der
Gesellschaften eine Bewegung darstelle,
in der sich diese in der menschlichen
Natur eingepflanzten Triebe und Ten-
denzen unter dem Druck fördernder und
widerstrebender Verhältnisse fortent-
wickeln, alles bewege sich da in wech-
selseitiger Bedingtheit mit einander, und
die Kausalität dieser Gesamtbewegung
sei, da der Mensch als ein zwecksetzen-
des, in seinem Handeln immer durch
Zwecksetzungen bestimmtes Wesen agiere,
notwendig zugleich teleologische, auf
Zwecke bezogene und durch Zwecke ge-
leitete Kausalität. Liebknrecht versucht
eine Unterscheidung der Hauptzweige
menschlicher Bedürfnisse, Triebe und
Sphären, woran sich ausführliche Erör-
terungen über das »Schema menschlicher
Funktionsbeziehungen« schließen. Das
alles ist sehr allgemein gehalten, ohne
daß abzusehen wäre, wie sich daraus
etwa ein Leitfaden für soziologische Un-
tersuchungen gewinnen ließe. Dann geht
die Untersuchung weiter zu einer Erör-
terung der menschlichen und gesellschaft-
lichen »Schöpfungskräfte«, die im ge-
schichtlichen Verlauf sich einen außer-
ordentlich komplizierten Komplex von
Niederschlägen und sozialen Machtmitteln
schaffen, ihr »Feudum«, wie sich
Liebknecht ausdrückt. Auch die günstig
fortschreitende Entwicklung läßt zahl-
lose Keime, die sich fruchtbar hätten
entfalten können, absterben; oft muß
längst Entdecktes, weil vergessen, von

neuem gefunden werden. Liebknecht nennt das »ein Kapitel der Tragik und der Auferweckungs-, Auferstehungs- und Wunderfreude, ein Kapitel der Vergänglichkeit und Unsterblichkeit, ein Kapitel der menschlichen Begrenztheit, Beschränktheit, Dumpfheit und der menschlichen Entwicklungsbreite und -kraft, der Endlichkeit und der Unendlichkeit, ein Kapitel der Dunkelheit und des Lichts, des Sonnenuntergangs und des Sonnenaufgangs, ein Kapitel von der Verwesung, von der Rumpelkammer, dem Kehrtrichter und dem Grab, und ein Kapitel des aus Verwesung neu sprießenden Lebens«. Eine kurze Zusammenfassung der Einwände, die er gegen die Marxsche Geschichtsauffassung zu erheben hat, findet sich in dem von den wirtschaftlichen Verhältnissen und Ideologien handelnden Kapitel des 2. Hauptabschnitts. Dessen wesentlichen Inhalt bilden Ausführungen über den teleologischen Artcharakter der historischen Kausalität, über die verschiedenen Formen der »Kulturbeeinflussung« (Resorption und Rezeption, wie Liebknecht es nennt), über den Darwinismus, in dem er viel mehr als eine bloß mechanische Theorie der organischen Entwicklung sehen will, und ein langer Exkurs, in dem er »Grundzüge einer Marxkritik« zu geben versucht. Der 3. und letzte Abschnitt, vom Herausgeber Einzelne Kulturerscheinungen betitelt, bringt Zeichnungen über Religion, Kunst, Moral und Politik. Mit großer Wärme spricht Liebknecht da von der Bibel. Sie gibt »keine Moralpaukereien sondern Anschauungsunterricht, Menschen von Fleisch und Blut und Lebenskraft und Schwäche, Beispiele aus strotzender Wirklichkeit in vollendeter Darstellung, bei der auch allgemeine Lehren in eindringlicher, proverbial-bildhafter Fassung wie Ströme eines fruchtbaren Regens ohne Ende ausgegossen werden . . . So ist sie ein poetisches Werk sondergleichen; das Buch der Bücher. Wenn sie einst dem religiösen Mißbrauch entzogen sein wird, wird sie der Menschheit die Fülle ihrer Herrlichkeit spenden.« Die Moral erscheint ihm als »bis in die letzten Phasen utilitarisch, auch die verfeinertste, idealste, selbstloseste, verärgelteste, weltflüchtigste, philosophischste, utopischste«. Sehr hoch schätzt er ihre realen Wirkungskräfte ein. Da in dem moralischen Urteil neben der Funktion des Verstandes so viel gefühlsmäßig triebhaft Elementares mitspielt, vermöge die moralische Stellungnahme unter Umständen gewaltige Willensenergien aus-

zulösen. So in der Politik, wo die moralistische Argumentation eine große Rolle spielt, aber unter der Einwirkung von Sonderinteressen leicht simplistisch einseitig und demagogisch wird. Sehr charakteristisch für Liebknecht ist das Paradoxon: Politik sei »die Kunst des Unmöglichen«. Allerdings ginge die Entwicklung faktisch nur stufenweise vor sich, auf dem Weg von Kompromissen. Um aber auf diesem Weg das Äußerste, was sich herausholen läßt, zu erreichen, müsse sich der Wille die höchsten Ziele stecken. Nur dadurch, daß er mehr als das jeweils objektiv Realisierbare realisieren will, wächst ihm die Kraft die von ihm verfolgten Tendenzen bis zu den äußersten, jeweils objektiv gegebenen Grenzen durchzusetzen. »Das Äußerste Mögliche ist nur erreichbar durch das Greifen nach dem Unmöglichen.« In dem Symbol des Sozialismus verkörpert sich Liebknecht die Erfüllung aller höchsten menschlichen Gattungsideale. Er hofft auf eine »Vollendung auch der großen Goetheschen Visionen und eine Erfüllung der letzten Prophetieen«. Auch spinozistische Gedanken klingen bei ihm an. »Am Sternhimmel dieser beglückteren Geschlechter wird in siriusleuchtenden Lettern stehen jenes »sub specie aeternitatis« und das andere Wort von endloser Tiefe: »Das bist du, Tat twam asi«. Der Sozialismus aber, die soziale Bewegung des Proletariats, ist Entstehungs- und Kampfform dieses allumspannenden Humanismus.« Der Wert der Liebknechtschen Ausführungen liegt nicht in besonderen, so und so formulierten Resultaten, vielmehr in der lebendigen Art, mit der Liebknecht, ausgehend vom Begriff der menschlichen, durch ihre Anlagen und Fähigkeiten im gesellschaftlichen Konnex bewegten und fortgetriebenen Natur, mannigfache Verschlingungen sozialer Wechselbedingtheit streift und beleuchtet. Ein einheitlicher Gesichtspunkt in jenem engern Sinn, wie ihn Marx in seiner ökonomischen Geschichtsauffassung anstrebt, scheint nicht zugrunde zu liegen. Daß in der Formulierung, die Marx seinen Gedanken in dem berühmten Vorwort zur Kritik der politischen Ökonomie gegeben, auch allerhand Dogmatisches mitunterläuft, das näherer Nachprüfung heute nicht mehr standhält, ist sicher ohne weiteres einzuräumen. Das Bild von der Ökonomie als der »Grundlage«, zu der sich alles andere als bloß bedingter und bestimmter Überbau verhalte, hinkt offenbar wie jedes andere Gleichnis. Doch darum bleibt es, wenn

man überhaupt über jene allgemeinste Idee der Wechselwirkung aller gesellschaftlichen Lebenssphären hinaus zu einem näher bestimmten Begriff von Bau und Leben des sozialen Körpers und seinen Entwicklungstendenzen gelangen will, nicht weniger Aufgabe auf den durch den Marx'schen Grundgedanken gewiesenen Wegen kritisch analysierend weiter fortzugehen. Nur dadurch, daß in dem Mit- und Durcheinander der verschiedenen Sphären, in denen sich das gesellschaftliche Leben bewegt, ein überall hindurchgehendes Grundverhältnis herausgehoben und in seinen Wandlungen und Phasen im Rahmen des Gesamtprozesses verfolgt wird, kann neben dem Detail der einzelnen geschichtlichen Forschungszweige ein übergreifender Gesichtspunkt gefunden werden, ein Faden im Gewirr des Ganzen, die Möglichkeit zu einem näher bestimmten Grundbegriff der Entwicklung zu gelangen. In welchem andern Moment, das jeder gesellschaftliche Lebensprozeß notwendig einschließt, kann aber ein solches Grundverhältnis letztthin gefunden werden als in dem von jedem gesellschaftlichen Lebensprozeß unabtrennbaren, die sich ständig erneuernde Bedarfsdeckung der Gesellschaftsglieder vermittelnden ökonomischen Prozeß, als in den Formen, die dieser ökonomische Prozeß in Wechselwirkung mit der fortschreitenden Produktivkraft menschlicher Arbeit selbst durchläuft? Jeder Begriff einer gesellschaftlichen Ordnung und Strukturbestimmtheit schließt immer zugleich den Begriff einer irgendwie näher charakterisierten Formbestimmtheit dieses ökonomischen, den sich ständig erneuernden Bedarf vermittelnden Prozesses wie der durch ihn gegebenen Gruppen, Klassen und Interessen in sich. Die Eigentums- und Rechtsverhältnisse, so unverkennbar bei ihrer Ausbildung Krieg und Gewalt eine große Rolle gespielt haben, sind darum dennoch immer nur in Rückbeziehung auf diesen ökonomischen Prozeß zu fassen. Und wie anders läßt sich die gewaltige Bedeutung der Wissenschaft für die Gestaltung des realen Lebens begreifen als durch das Eingehen gewisser ihrer Resultate in die Technik und damit wieder in den ökonomischen Prozeß? Vor allem aber: Hinter dem Versuch die Geschichte als Entwicklung zu denken steht zugleich der Wille sie als einen Prozeß der *auf- und vorwärtsführenden* Entwicklung zu begreifen, als einen Prozeß, der die Menschheit menschheitlichen Gattungszielen, einer Ordnung zuführt, in der, von

Knechtung und Ausbeutung frei, die Kräfte aller Gesellschaftsglieder sich harmonisch entfalten können. Und diese Grundidee menschlich-sozialen Fortschritts, die zunächst nur als ein bloßes Wünschen, Hoffen, Glauben auftaucht, erhält erst durch Inbeziehungsetzen dieser Wünsche, dieser Hoffnungen, dieses Glaubens zum ökonomischen Prozeß, zu den Bedingungen und Aufgaben, die dieser im weitern Fortgang schließlich dem Klassenkampf der Massen stellt, eine realistisch solide, über bloß ethische Postulate hinausgehende Fundamentierung. Das ist der Schlußpunkt, in dem sich die Fruchtbarkeit des Marx'schen Gedankens die Ökonomie in den Mittelpunkt einer evolutionistisch-soziologischen Gesamtaufassung zu rücken, entscheidend bestätigt. So sind hier Bahnen vorgezeichnet, deren sich ein soziologisch-philosophisches Denken, wenn es zur Einheit strebt, nie mehr wird entschlagen können.

Mit den ökonomisch theoretischen Ausführungen, die Liebknecht in jenem oben bereits erwähnten Exkurs Grundzüge einer Marxkritik gegen die Marx'sche Wert- und Mehrwerttheorie vorbringt, begibt er sich auf ein Gebiet, das ihm nicht liegt. Gewiß ist die Marx'sche Wertlehre anfechtbar, jedoch aus durchaus anderen Gründen als denen, die er geltend macht. Ein Nachweis, daß ein ökonomischer Gesamtprozeß, in dem sich die Produktion als Warenproduktion vollzieht, nur unter der Voraussetzung möglich sei, daß sich die Austauschverhältnisse der Waren (also ihr im Preis sich darstellender Tauschwert) letztthin nach der zur Erzeugung der verschiedenen Waren jeweils gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit richten, ist a priori, in der Weise wie es Marx vorschwebt, überhaupt nicht zu führen. Insofern schwebt die Grundthese seiner Werttheorie, die allen weiteren Deduktionen als Fundament dient, in der Luft. Von vornherein oder a priori evident ist vorerst nur das eine: daß in einem solchen Prozeß, der, irgendwie weiter entwickelt, notwendig immer schon den Gegensatz von Ware und Geld einschließt, in dem also von vornherein die Produktion für den Austausch wieder und wieder nur als Produktion im Marktverkehr jeweils preisbestimmter Waren für den Verkauf erfolgen kann, die Gesellschaftsglieder, die die Funktion ausüben die Produktion solcher preisbestimmten Waren für den Verkauf zu betreiben und die erzeugten Waren zu den Marktpreisen an jeweils Nachfragende zu veräußern, in und durch

Ausübung dieser Funktion, wie alle anderen Funktionäre des Prozesses, einen Zweck ihres eigenen Prozesses wieder und wieder realisieren wollen und müssen, und daß dieser Zweck unmittelbar kein anderer sein kann als der: durch ihre Funktion wieder und wieder Geldbeträge zur freien Verwendung für Zwecke ihres Eigeninteresses zu gewinnen. Ohne die Voraussetzung eines solchen Willens und seiner ständigen Realisierung in Prozeß ist entwickelte Warenproduktion von vornherein undenkbar. Aus dieser ersten funktionell notwendigen Bestimmung folgt dann sofort, daß, wenn die in den Betrieben Waren als Eigentum der Betriebseigentümer produzierende Arbeit, wie in der modernen Volkswirtschaft, Arbeit von den Betriebseigentümern im Tagelohn gemieteter Arbeitskräfte ist, der Geldbetrag der Warenpreise, aufs Stück verrechnet, der Regel und Tendenz nach einen die aufs Stück berechneten Produktionskosten, die sich zunächst aus Materialkosten und Lohnkosten zusammensetzen, übersteigenden Geldbetrag repräsentieren muß. Und daraus folgt dann weiter, daß der Arbeiter, der mit seinem Tagelohn als Warenkäufer auf den Markt tritt, (von den Aufschlägen des Zwischenhandels usw. noch ganz abgesehen) beim Warenkauf außer den Materialkosten einen zusätzlichen Geldbetrag bezahlen muß, der den vom Betriebseigentümer zur Lohnzahlung für die pro Stück in dem Betrieb zusätzlich aufgewandte Arbeit aufgewandten Geldbetrag um den vom Betriebseigentümer bezogenen Stückgewinn übersteigt; daß der Arbeiter also, das Ganze des Prozesses in Betracht gezogen, in der Tat mit einem Tagelohn für so und so viel Arbeitsstunden immer nur eine Warenmenge, zu deren Produktion im Ganzen der Gesellschaft eine relativ geringere Zahl von Arbeitsstunden erheischt war, kaufen kann; daß er also tagaus tagein *mehr* Arbeit leistet als das Arbeitsquantum, das in den von ihm mit seinem Tagelohn täglich käuflichen Waren verkörpert ist. Auch daß sich der Lohn, für den sich diese allgemeine Differenzbestimmung deduzieren läßt, im Rahmen dieses allgemeinsten Gesetzes nach den Kosten der zur Existenzfristung notwendigen täglichen Unterhaltsmittel richtet, ist gleichfalls ohne den Rekurs auf das Wertgesetz, aus dem Selbsterhaltungsmodus und den gegebenen Machtverhältnissen der Klassen innerhalb einer solchen Volkswirtschaft restlos zu erklären. Es bedarf dazu keineswegs der Konstruktion, daß die Arbeitskraft, wie

Marx es sagt, selbst »Ware« sei, und daß jenes angeblich allgemeine Wertgesetz der Waren den Wert der Ware Arbeitskraft und damit den Reallohn so bestimme. Eine Konstruktion, die sich ohnehin in sehr bedenklichen Widerspruch zum allgemeinen Sprachgebrauch setzt, der die Bezeichnung Ware immer nur auf in Produktionsbetrieben zum Verkauf produzierte (mit Gewinnabsicht des Betriebseigentümers produzierte) Güter anwendet, nicht aber auf die Arbeitskraft, die von dem Menschen, der sich im Tagelohn vermietet, unabtrennbar ist, also im eigentlichen Wortsinn als Ware gar nicht von ihm veräußert werden kann. Von alledem sagt Liebknecht nichts. Er stellt der so außerordentlich tief durchdachten Dogmatik des Marxschen Wertbegriffs nur ein anderes, ganz unklares und bodenloses Dogma gegenüber, wonach die Arbeitskraft anstatt der Arbeit der letzte Bestimmungsgrund des Werts aller produzierten Waren sein soll. Eine Wendung, mit der bewiesen werden soll, daß der Kapitalist, der nach Marx, wenn er auch Mehrwert durch Verlängerung des Arbeitstags aus dem Arbeiter heraus schlägt, die Ware Arbeitskraft im durchschnittlichen Tagelohn zu ihrem Wert zahlt, sie, im Gegenteil, *unter* ihrem Wert kaufe. Marx will, das ist der Leitstern seines Kapitals, den Nachweis führen, daß und wie die Phänomene der kapitalistischen Warenproduktion, so sehr sie ethischen Postulaten widersprechen mögen, darum doch jenem Grundgesetz des Arbeitswerts, wie er es formuliert, gehorchen. Die Liebknechtsche Umformung aber fällt, von anderen Unzulänglichkeiten noch zu schweigen, auf den primitiven Standpunkt früherer, von Marx schon kritizierter, englischer Sozialisten zurück, die in dem Wertgesetz eine Art naturrechtlichen Postulats erblickten, dem sich die Kapitalisten schnöderweise bei der Lohnzahlung entziehen, und dessen Verletzung durch das kapitalistische Lohnsystem die Verwerflichkeit des Kapitalismus beweise.

Totenliste

Im Januar ist in Bern der Berliner Publizist *Leo Jolles* im Alter von 48 Jahren gestorben. Er war ein fruchtbarer Schriftsteller auf dem Gebiet der Wirtschaft, als der er in den Ullsteinschen Redaktionen, dann in der Redaktion des Tags wirkte; 1917 siedelte er als Korrespondent des Berliner Tageblatts nach Bern über. Er hat auch eine Reihe volkswirtschaftlicher Bücher verfaßt.

Der Rektor der Leipziger Handelshochschule *Abraham Adler* ist im April im Alter von 72 Jahren gestorben. Er hat zahlreiche, vielbenutzte volkswirtschaftliche und handelswissenschaftliche Lehrbücher geschrieben.

Anfang September starb *Georges Sorel* in Boulogne bei Paris. Der französische Sozialismus verlor durch seinen Tod eine seiner eigenartigsten Erscheinungen. Sorel, der nicht im Parteigetriebe stand sondern abseits sich ganz der theoretischen Forschung hingab, hat 1897 mit seiner Schrift *L'avenir socialiste des syndicats* den Syndikalismus begründet, der als Ideengebäude Gedanken enthält, die dann in Engand zum Gildensozialismus Anregungen gaben. Den Lesern der Sozialistischen Monatshefte ist Sorel durch seine Beiträge bekannt, die hier vor Jahren veröffentlicht wurden.

Am 2. Oktober starb, 64 Jahre alt, *Paul Barth* in Leipzig. Seit 1890 dozierte er dort als Privatdozent, seit 1897 als Professor an der Universität Soziologie. 1890 erschien auch seine Abhandlung *Die Geschichtsphilosophie Hegels und der Hegelianer*, die erste akademische Arbeit in Deutschland, die sich, wenn auch polemisierend, mit Marxens materialistischer Geschichtsauffassung eingehender beschäftigte. (Ein Urteil Friedrich Engels' über diese Schrift wurde hier vor 2 Jahren wiedergegeben (siehe Engels Briefe an Conrad Schmidt, in den Sozialistischen Monatsheften, 1920 II, Seite 796).) 1897 erschien sein Buch *Philosophie der Geschichte als Soziologie*, 1911 seine *Geschichte der Erziehung in soziologischer und geistesgeschichtlicher Beleuchtung*; beide Werke wurden, als sie in neuen Auflagen erschienen, in dieser Rundschau ausführlich behandelt: das eine 1915 II, Seite 927 ff., das andere 1917 III, Seite 1092 ff. Barth gehörte zu den wenigen Vertretern deutschen Professorentums, die zu der unter dem Bismarckschen System begonnenen und dann weiter genährten Gewaltverherrlichung in klar bewußtem Gegensatz standen; er hat aus dieser seiner Gesinnung nie ein Hehl gemacht. Wenn er auch nicht Sozialist war, so hatte seine rege Beteiligung an einem unter dem Sozialistengesetz in Leipzig gebildeten Studentendebattierklub sozialphilosophischer Richtung, aus dem eine Reihe guter Genossen hervorgegangen ist, ihn jedenfalls von alten Klassenvorurteilen früh befreit. Sein Glaube an die Vernunft führte ihn einem kosmopolitisch-pazifistischen Liberalismus zu.

Kurze Chronik In Stuttgart hat sich eine *Württembergische Volkswirtschaftliche Gesellschaft* gebildet. Sie will alle im Wirtschaftsleben Württembergs tätigen Personenkreise zu gemeinsamer Lern- und Lehrarbeit zusammenschließen. Die von ihr veranstalteten Kurse sollen unter anderem auch der Ausbildung der Beamten auf wirtschaftswissenschaftlichem Gebiet dienen. ◊ Der Professor an der Universität Heidelberg *Emil Lederer*, dessen Grundzüge der ökonomischen Theorie in dieser Rundschau (in diesem Band, Seite 886 ff.) neulich ausführlich besprochen wurden, ist auf den Lehrstuhl für theoretische Nationalökonomie der Universität Tokio berufen worden. Für die Dauer seiner Abwesenheit wird er von der Heidelberger Universität beurlaubt. ◊ Die neuerrichtete außerordentliche Professur für Nationalökonomie an der Universität Jena wurde dem Privatdozenten *Karl Muß* von der Nürnberger Handelshochschule übergeben.

KUNST

Bildende Kunst / Ludwig Hilberseimer

Expressionismus Wie alle Epochen, die etwas Großes schaffen wollten, griff auch der Expressionismus weit ins Reservoir der Vergangenheit zurück. Er begann mit Elementarstem, Ursprünglichstem. Aber statt diese Absicht wirklich zu realisieren, versenkte er sich in die Vergangenheit, er entdeckte die Primitiven und stellte sich unter deren Einfluß. So waren bald Exotik, Mittelalter und Orient oder Volks-, Kinder- und Irrenkunst für ihn vorbildlich. Seine Ziellosigkeit machte ihn haltlos. Bis er sich wieder ins Subjekt zurückzog. Daher hat der Expressionismus den Subjektivismus nicht überwunden sondern eigentlich erst voll zur Entfaltung gebracht. Wie der Symbolismus, der in der Literatur auf den Naturalismus folgte, wollte sich auch der Expressionismus der Auseinandersetzung mit den Tatsachen des gesellschaftlichen Leben entziehen. Der Wille zur Lebensgestaltung fehlte ihm völlig. Er versuchte auch nie ein logisches Werk zu schaffen, worum sich zuerst der Kubismus und heute der Konstruktivismus so sehr bemühen. Er begnügte sich mit wirksamen Zeichen, Farben und Formen gewisse Stimmungen mitzuteilen. Er ist ebenso individualistisch und anarchisch wie der Impressionismus. Von diesem unterscheidet er sich nur dadurch, daß er statt Äußern

Innerliches wiederzugeben versucht, Unsinnliches durch sinnliche Zeichen zum Ausdruck bringen will, den Zustand einer Stimmung, eines Gefühls mitzuteilen unternimmt; freilich künstlerisch transformiert, in Gleichnissen und Symbolen. Wie des Esseintes in Huysmans' *A rebours* (von diesem jetzt schon klassischen Buch erschien eine neue, sehr schöne deutsche Ausgabe bei Kiepenheuer in Potsdam) kommt es dem Expressionismus vor allem auf das Vermögen an »den Geist auf einen einzigen Punkt zu sammeln, sich selber zu halluzinieren und den Traum an Stelle der Wirklichkeit zu setzen«. Der Expressionismus machte gewissermaßen die Ekstase, die Ursache zur Kunst, zu ihrem Thema. Er ist Ausdruck einer seelischen Berauschtigkeit. Die nüchterne Objektivität fehlt ihm. Das eigentliche Kunstwerk aber entsteht unter dem Zugleich des Rausches und der Nüchternheit, läßt sinnfällig das Pathos der Nüchternheit Form werden.

Hermann Bahr hat in seinem Buch *Expressionismus* /München, Delphinverlag/ hauptsächlich die psychologische Seite des Expressionismus untersucht, interessantes Material dazu gesammelt. Besonders aktuell ist der Teil, der vom Sehen handelt. Hierbei beruft sich Bahr auf Francis Galton, Goethe und Johannes Müller. Alle Drei beschäftigten sich eingehend mit dem innern Sehen, mit der Fähigkeit mancher Menschen Gegenstände, die sie kennen, oder Phantasiegebilde willkürlich erblicken oder hervorrufen zu können: unabhängig vom Gedächtnis, mit den Augen des Geistes, die durch die Körper hindurch, rund um sie herum sehen. Goethe, dessen Farbenlehre leider immer noch viel zu wenig beachtet ist, obwohl gerade sie psychologisch klärend wirken könnte, berichtet in einem Aufsatz, den er 1819 über »Sehen in subjektiver Hinsicht« schrieb, über sein inneres Sehen, über das Eigenleben des Auges, sein Bedürfnis selbsttätig zu sein, über seine Bereitschaft selbst Farben hervorzubringen. Immer wieder weist er auf den Unterschied von Sehen und Sehen hin, »daß die Geistesaugen mit den Augen des Leibes in stetem lebendigen Bunde zu wirken haben, weil man sonst in Gefahr gerät zu sehen und doch vorbeizusehen«; denn »ohne mit den Augen des Geistes zu sehen, tasten wir blind umher«.

Das Problem des Sehens hat nun durch Ernst Marcus seine exakteste Klärung erfahren. Sein Buch *Das Problem der exzentrischen Empfindung* und seine Lö-

sung /Berlin, Verlag Der Sturm/ bringt eine fruchtbare naturwissenschaftliche Entdeckung. S. Friedländer hat in einem Aufsatz *Das kosmische Gehirn* (in den Veröffentlichungen der Novembergruppe /Hannover, Paul Steegemann/) auf die Aktualität dieser Entdeckung hingewiesen. Auch Herwarth Walden (*Die neue Malerei* /Berlin, Verlag Der Sturm/) beschäftigt sich mit diesem Problem. Nach Marcus sehen wir nicht mit den Augen sondern mit dem Gehirn. Der Sehnerv ist nur Zuleiter. Das Licht entströmt »exzentrisch« dem Gehirn, nachdem dies »konzentrisch« durch eine lichtlose Ursache gereizt wurde. Alle Erscheinungen und Gebilde, die wir mit dem Gesichtssinn wahrnehmen, sind optische Gebilde; nicht nur das Licht sondern auch jene Flächengebilde, die wir mit dem Auge wahrnehmen, als Oberflächen von Körpern aufzufassen pflegen. Diese optischen Gebilde sind aber insgesamt und ausschließlich Gebilde unserer Empfindung, unserer Sinnlichkeit, gehören nicht der leblosen Außenwelt an. Unser Intellekt identifiziert unser optisches Gebilde mit dem Körper, dessen subjektives Bild es ist. Daher sind die optischen Gebilde verschiedener Personen vom selben Körper alle subjektiv und folglich verschieden. Die optische Welt besteht für sich, ist von der tastbaren Körperwelt völlig verschieden. Wenn so, nach Marcus, nicht einmal die optischen Gebilde mit den Körpern, als deren Bilder wir sie auffassen, identisch sind, wieviel weniger ist dann der Vergleich künstlerischer Manifestationen mit diesen scheinbaren Realitäten statthaft! Damit ist für eine künstlerische Selbstverständlichkeit endlich der wissenschaftliche Beweis erbracht.

Sehen ist zwar ein zauberhafter Vorgang. Aber es gehört nicht zum Wesen der Kunst äußere oder innere Eindrücke festzuhalten, wie Bahr glaubt. Das ist Aufgabe des Gedächtnisses. Aufgabe der Kunst ist zu gestalten, nicht aber psychologisches Material zu liefern, wie es der Expressionismus in so großem Umfang getan hat.

Waldens Schrift befaßt sich auch mit dem Problem der Priorität der 2 Kunstäußerungen, die sich in stetem Wechsel wiederholen. Mit Max Verworn entscheidet er sich für die Priorität der impressionistischen oder physioplastischen Kunstäußerung. Dieser Entscheidung kann die andere, die der expressionistischen oder ideoplastischen Kunstäußerung den Primat zuerteilt, als viel stich-

haltiger gegenübergestellt werden. Man denke nur etwa an den Ablauf der Ornamentstile bei Völkern der Frühzeit oder an Kinderzeichnungen. Der Verlauf eines Ornamentstils ist stets der, daß die ursprünglich abstrakten Gebilde nachträglich naturalisiert werden. Deutlich zu erkennen und nachzuweisen bei der frühchinesischen und frühgermanischen Ornamentik. Diese zeigen allerdings auch ein weiteres Phänomen: die nachträgliche Stilisierung der ehemals abstrakten und später naturalisierten Formen. Ein weiterer Beleg für diese Meinung ist die Feststellung William Cohns in seiner Indischen Plastik /Berlin, Bruno Cassirer/, »daß auch Indien dem weltallgemeinen Schicksal nicht entrannte die Wirklichkeit schließlich als Norm anerkennen zu müssen«. Ja selbst bei der griechischen Kunst, die das europäische Kunstwollen in so einseitiger Weise beeinflusste, ging die ideoplastische Periode der physioplastischen voran. Man denke nur an die Vasenmalerei und an die archaische Plastik.

Modersohn-Becker

Die Berliner Nationalgalerie veranstaltete im Kronprinzenpalais eine Ausstellung von Bildern Paula Modersohn-Beckers. Als Paula Modersohn am 20. November 1907 31jährig starb, gab es, wie S. D. Gallwitz in der Einleitung zu ihren von ihm herausgegebenen Briefen und Tagebuchblättern /München, Kurt Wolff/ sagt, nur 2 Menschen, die wußten, daß in diesem Tod eine große Künstlerin hinweggenommen wurde: ihr Gatte, der Maler Otto Modersohn, und der Bildhauer Bernhard Hoetger. Viele hielten sie zwar für talentvoll, manche jedoch für völlig irregeleitet. Jahre vergingen, ehe ihr hinterlassenes bedeutendes Werk, die Arbeit von ungefähr 8 Schaffensjahren, durch Ausstellungen einem größeren Kreis bekannt wurde. Überrascht stellte man die Übereinstimmung ihrer Bestrebungen mit denen der neuen Kunst fest: »Es war Zukünftigkeit in ihm gewesen; es scheint auf das Heute gewartet zu haben; der lebendige Nerv, der dies Heute mit dem Morgen und Übermorgen verbindet, wirkt in ihm.« Unter den vielen malenden Frauen sind nur sehr wenige, denen Malerei innere Notwendigkeit ist. Meist wird sie als romantischer Zeitvertreib benutzt oder dient zur Abregierung von Verdrängungen. Paula Modersohn-Becker verbrachte in der stickigen Worpweder Heimat-kunstatmosphäre entscheidende Jahre.

Dort malte sie fast alle die Bilder, die heute ebenso viele Bewunderer wie damals Ablehner fanden. Was ihre Malerei vor allem auszeichnet, ist ihre elementare Einfachheit. Sie strebte danach das Einfache ohne Roheit wiederzugeben. »Die große Einfachheit der Form ist etwas Wunderbares. Von jeher habe ich mich bemüht den Köpfen, die ich malte oder zeichnete, die Einfachheit der Natur zu verleihen«, schreibt sie einmal in ihrem Tagebuch. Ihre Liebe zur Natur war von der gleichen religiösen Inbrunst wie die van Goghs beseelt. Man kann sich daher denken, wie sehr ihre Art sie von der ihrer allgemein bewunderten Umgebung absonderte, denn die gesamten Worpweder ihrer Zeit versuchten diesem Einfachen, das sie vor allem in der frühen Antike und Gotik wiederfand, unter Hinzuziehung aller erdenklichen Mittel aus dem Weg zu gehen. Ihre Auffassung von der Natur war nicht äußerlich. Sie hatte ihre eigene Art zu sehen. Wie van Gogh glaubte sie, man müsse beim Bildermalen gar nicht an die Natur denken. Die persönliche Empfindung war ihr die Hauptsache. »Wenn ich die erst festgelegt habe, klar in Form und Farbe, dann muß ich von der Natur das hineinbringen, wodurch mein Bild natürlich wirkt, daß ein Laie gar nicht anders glaubt, als ich habe mein Bild vor der Natur gemalt.« Ihre große, starke Seele wandte sich in ihrem Streben nach Vollendung von äußerlichen Dingen ab. Ohne Illusion wollte sie der großen und einsamen Wahrheit Auge in Auge schauen. Trotz der Teilnahmslosigkeit ihrer sie nicht verstehen wollenden Zeitgenossen vollendete sie ihr Werk, aufs tiefste von der Notwendigkeit ihres Tuns überzeugt.

Nolde

Es hat von jeher Künstler gegeben, die außerhalb ihrer Zeit standen. Nicht immer sind das die Zukünftigen. Oft stehen sie der Vergangenheit näher als der Gegenwart und Zukunft. Heute vor allem sind dies die handwerklichen Naturen, befähigt mit der Kenntnis um die Möglichkeiten von Werkzeug und Werkarbeit, die sie bis in die letzte Faser hinein, ganz in der Art ursprünglicher Werkstattgesinnung früherer Jahrhunderte, lieben. Verbunden mit dem Zwang zum Bilden, sind dies die eigentlichen mittelalterlichen Handwerker naturen, die heute, bei Verdrängung des Handwerks durch die Industrie, in die Sphäre der Kunst gedrängt werden, Bilder malen oder

Skulpturen schnitzen, statt Geräte zu formen und herzustellen, selten dabei ihre Begrenztheit zu durchdringen vermögen. Zu denen, die dies versucht haben, gehört auch Emil Nolde, dem Max Sauerlandt eine umfangreiche, mit 100 Tafeln versehene Monographie gewidmet hat (München, Kurt Wolff). Nolde ist gewiß ein Einsamer. Aber seine Einsamkeit hängt mehr mit Rückwärts- als Vorwärtsorientierung zusammen. Es mutet uns heute höchst sonderbar an, daß dieser Maler einst wegen seines Radikalismus geschmäht wurde. Seine heutige Überschätzung ist ebenso ungerechtfertigt wie seine damalige Unterschätzung. Nolde begann als Maler der zwischen Impressionismus und Expressionismus liegenden Übergangszeit. Er ist für die Erneuerung der deutschen Malerei bedeutungsvoll. Aber es ist höchst sonderbar von Sauerlandt zu hören, daß auch heute noch, in dieser bis zu ihrer letzten Tiefe aufgeregten Epoche, in seiner Hand das Schicksal der deutschen Kunst ruht. Die neue deutsche Kunst hat endlich ihren Zusammenhang mit der europäischen Kunstbewegung gefunden, die zwar völkische Nuancen durchaus gelten läßt, deren Ziele aber auf einer andern Ebene liegen. Sie ist durchaus Ausdruck eines neuen Weltgeistes, der es endlich unternimmt das Recht des Geistes auf die Gestaltung der Welt geltend zu machen. Die deutsche Bewegung der Brücke, der auch Nolde angehörte, und der auch Paula Modersohn-Becker zuzuzählen wäre, bildet eine, allerdings verspätete und weniger intensive Parallelschönung zu jener europäischen Kunstperiode, die durch die Wirksamkeit van Goghs, Gauguins, Matisse und Munchs bestimmt ist. (Womit die Notwendigkeit und Bedeutung der Brücke nicht unterschätzt sondern nur ihre Ursachen geklärt werden.) Noldes besondere Bedeutung liegt darin, daß er in Deutschland, ähnlich wie Gauguin in Frankreich, die Phase des Primitivismus eingeleitet hat, aus ursprünglichem Kunstinstinkt, mit angeborener Fülle und Kraft zu arbeiten versuchte. Seine bauernhafte Ursprünglichkeit prädestinierte ihn dazu. Nicht aber gelang ihm die Gestaltung seiner Visionen, deren formale Bändigung. Er wurde über den Rohstoff nicht Herr.

Totenliste

Der langjährige Direktor der Stuttgarter Kunstschule *Robert von Haug* starb am 3. April. Er war Landschaftler und Soldatenmaler. Für das neue Stutt-

garter Rathaus schuf er eine Wandmalerei: Zug der Gewerke.

Der belgische Landschaftsmaler *Albert Baertsoen* ist im Alter von 56 Jahren in Gent gestorben.

Der schottische Porträtmaler *Robert Duddingstone Herdman* ist im Alter von 59 Jahren in Edinburgh gestorben.

Der Berliner Maler *Reinhold Lepsius* starb im März nach längerer Krankheit im Alter von 73 Jahren. Er war vor allem Porträtmaler. Eine Reihe bedeutender Persönlichkeiten ist von ihm porträtiert. Die Nationalgalerie besitzt einige dieser charaktervollen Bildnisse.

Der hessische Maler und Radierer *Otto Ubbelohde* starb im Mai in Goffelden bei Marburg. Bekannt sind seine Bildersyklen zu Märchen.

Mitte Mai starb in Dresden 68jährig der Maler *Hermann Prell*, ein dekoratives Talent, das in vielen Fresken mythologischen und historischen Inhalts zur vollen Entfaltung kam. Zu seinen Hauptwerken gehören die Fresken im Architektenhaus in Berlin, in den Rathäusern zu Worms, Hildesheim und Danzig, in den Museen zu Breslau und Dresden und im Palazzo Caffarelli.

Anfang Juli starb in Baden-Baden der Maler *Ferdinand Keller* im Alter von 80 Jahren. Er war einst als Historien- und Bildnismaler sehr bekannt. Der Titel seines in der Berliner Nationalgalerie befindlichen Hauptwerks: Apotheose Kaiser Wilhelms des Großen, charakterisiert ihn genügend.

Im Januar starb in Dresden *Woldemar von Seidlitz*, 72 Jahre alt. Als Vortragender Rat im sächsischen Kultusministerium hat er auf die Gestaltung der staatlichen Sammlungen außerordentlichen Einfluß ausgeübt. Von großem Wert ist seine Geschichte des japanischen Farbenholzschnitts.

Im Alter von 91 Jahren starb im Februar der Konservator am Louvre *Léon Heuzey*. Er hatte speziell die orientalischen Altertümer und die griechische Keramik unter seiner Verwaltung. Von besonderer Bedeutung sind seine Kataloge der chaldäischen Altertümer und der Terrakottafiguren im Louvre. Mit E. de Sarzec und Morgan zusammen hat er ein Werk über die Entdeckungen in Chaldäa und eine Monographie Eine chaldäische Königsvilla 4000 Jahre vor unserer Zeitrechnung verfaßt.

Der Kunsthistoriker und Begründer des Allgemeinen Lexikons der bildenden Künstler *Ulrich Thieme* ist am 25. März, 57 Jahre alt, in Leipzig gestorben.

Im März starb auch *Richard Schöne*, im Alter von 82 Jahren, in Berlin. Er war von 1880 bis 1905 Generaldirektor der Staatlichen Museen. Sein Name ist mit dem Aufschwung dieser Sammlungen eng verknüpft. Schöne war der erste Fachmann, der in dieses Amt berufen wurde; sonst war es stets aristokratischen Kunstliebhabern überlassen. Einige Zeit unterbrach er seine wissenschaftliche Laufbahn und arbeitete im Atelier Friedrich Preller. In Rom begann er mit Otto Bendorff die Publikation der Bildwerke des Lateranischen Museums, in Athen bereitete er die Veröffentlichung griechischer Reliefs vor. Daneben hat er eine Reihe antiker Quellenschriften zur Kunstgeschichte herausgegeben.

In Madrid starb, nach schwerem Leiden, *Don Aureliano de Beruete y Moret*, seit 10 Jahren Direktor des Pradomuseums. Unter seiner Leitung wurde das Museum einer gründlichen Neuordnung unterzogen, die er leider nicht mehr zum Abschluß führen konnte. Durch sein Werk über Velasquez ist er auch in Deutschland bekannt geworden.

Kurze Chronik Ein seit Jahrhunderten verschollenes Bild *Mathias Grünewalds* ist jetzt in westdeutschem Privatbesitz wieder auftaucht. Es ist, wie Max I. Friedländer im letzten Heft des Jahrbuchs der preussischen Kunstsammlungen mitteilt, jene kleine Kreuzigung, die im 17. Jahrhundert dem Herzog Wilhelm von Bayern gehörte. Obwohl sich mehrere Kopieen des Bildes erhalten haben, von denen eine kürzlich auch ins Berliner Kaiser Friedrich Museum gelangte, blieb das Original verschollen. Jetzt wurde es vom Landrat Schoene in Essen erworben. ◊ Das Staedelsche Institut in *Frankfurt*, eine der charaktervollsten Galerien, hat durch Tausch mit dem Historischen Museum am Domplatz eine Reihe deutscher Altarmalereien aus dem 15. und 16. Jahrhundert erworben und dadurch eine offenbare Lücke seines Kunstbesitzes ausgefüllt. Die neueröffneten Säle zeigen jetzt die altdeutsche und altniederländische Malerei in vollem Glanz.

Literatur Eine zusammenfassende Darstellung der Kunst unserer Zeit zu geben ist eine unverhältnismäßig schwierige Aufgabe. Die geringe zeitliche Distanz erschwert die Objektivität, die einem solchen Unternehmen zugrunde liegen muß. *Wilhelm Hausenstein* hat, mit seinem Buch

Die bildende Kunst der Gegenwart, das jetzt in 2. Auflage erschien /Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt/ eine Darstellung dieser ereignisreichen Epoche zu geben versucht. Das Buch umfaßt die Kunst von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ausbruch des Weltkriegs: eine Kunstströmung, deren äußerste Pole mit Naturalismus und Stil bezeichnet sind. Das Buch ist eine Monographieensammlung, die über 700 Namen enthält, über die im Zusammenhang geurteilt wird. Hausenstein ist sich der Mängel eines solchen Unternehmens wohl bewußt. »Nur das vegetativ Gewordene ist das Gute. Das forcierte Tempo, wo immer es seine drängenden Ursachen haben mag, der Feind. Das Erlebnis läßt sich nicht nötigen. Ich hätte am liebsten nur einfach gesagt, was mich in der Kunst der Zeit am unmittelbarsten bewegte.« Aber der Zweck des Buches war ein anderer. Sein sehr berechtigtes Ziel ist: das Inventar der Kultur unserer Zeit zu schaffen. Ein Ziel, das Hausenstein mit relativer Objektivität erreicht hat. Er hat als einer der wenigen erkannt, daß die Kunst nicht nur eine formale sondern auch eine soziale Erscheinung ist. Eine Erkenntnis, die für eine zusammenfassende Darstellung einer Kunstepoche durchaus wesentlich ist. ◊ Im 4. Heft der von Fr. A. Jungbluth herausgegebenen Rheinischen Heimatbücher /Bonn, Friedrich Cohen/ versucht *Eugen Lüthgen* eine Deutung der Formensprache der gotischen Plastik in den Rheinlanden. Die Rheinlande waren von je ein Mittler zwischen Deutschland und Frankreich. Vor allem zur Zeit des Mittelalters. Sie »bilden im Gesamtorganismus der gotischen Kunst des Abendlandes denjenigen Teil, innerhalb dessen aus der Mischung der Sinnenfreude der romanischen und der Gedankenschwere der germanischen Rasse die gehaltvollsten Schöpfungen entstanden.« In zahlreichen Abbildungen werden ausgewählte Werke der glänzendsten Epoche dieses Kunstgebiets vorgeführt. In diesen Bildwerken ist das Gegensätzliche und Vielfältigste zur Einheit des Kunstwerks verschmolzen, für jeden wesentlichen Ausdruck plastischer Gestaltung eine vorbildliche Lösung gefunden. Immer im Strome weltgeschichtlichen Geschehens dahinfließend, hat die Kunst in den Rheinlanden seit dem Beginn deutscher Kunstbetätigung einen schöpferischen Formensinn bewiesen, der sie befähigte bis zum Ende der Gotik Werke von innerer Größe und sinnvoller Schönheit zu schaffen.◊

Bühnenkunst / Nora Zepler**Berlin: Große Volksoper**

Die Berliner Große Volksoper hat ihre eigene Arbeit begonnen, zunächst im Theater des Westens. In der kurzen Zeit ihres Bestehens hat sie bereits Bedeutendes geleistet. Es wurden in 2 Monaten nicht weniger als 8 Opern herausgebracht, und jede Einstudierung hatte Schwung und frischen Zug, brachte Ungewohntes.

Zwar ist das Orchester schwach besetzt und, besonders bei den Bläsern, noch etwas hart und modulationslos, aber die Dirigenten von Hoeßlin und Praetorius befeuern es zu schönen musikalischen Taten. Und ist es nicht an sich schon ein großes Verdienst Werke aufzuführen wie Samson und Dalila, Don Pasquale, vor allem aber Die Entführung aus dem Serail, die man in Berlin sonst nicht hört? Die Chöre, im Freischützen noch der wunde Punkt, leisteten bereits in Samson und Dalila sehr Gutes. Das Ensemble besitzt Sopranistinnen wie die starke Gestalterin Marcella Roeseler, eine Agathe von Qualität, Bertha Malkin, die als Leonore im Troubadour eine schmelzende Höhe und Temperament zeigte, die Soubrette Else Tuschkau, das Blondchen und Ännchen, die in Singen, Empfinden, Grazie und Laune zurzeit in Berlin die erste ihres Fachs ist, Altistinnen wie Emmi Leisner und die tragisch-leidenschaftliche Ludmilla Dostal mit ihrem düster großartigen, umfangreichen Organ. Es verfügt bei den Männern über den voluminösen Baßbariton Theodor Lattermanns, eines intensiven Gestalters von stärkster Individualität und Phantastik, über den klingenden Bariton eines Friedrich Plaschke und eines Wilhelm Guttman, über sympathisch schlichte, schönstimmige Tenöre wie Gunnar Graarud, einen ergreifenden Samson, und Oskar Eisenberg. Auch den weiblichen hochdramatischen Partien wurde zuletzt durch Johanna Hesse eine Vertretung zuteil, die noch Erhebliches erwarten läßt.

Hand in Hand mit den Solisten arbeitet die Regie Alexander d'Arnals, die bewußt dem Herkömmlichen ausweicht und stets lebendig ist. So lag im 1. Akt des Freischützen eine unheimliche, todtraurige Stimmung über dem leeren Platz vor dem Wirtshaus, durch das völlige Dunkel, das sich schwerlastend herabsenkte: man spürte das drohende Herandrücken düsterer, feindseliger Mächte. Und in diesem Dunkel konzentrierte sich alles auf den brandroten Schädel des

Kaspar, Lattermanns, eines wilden, breitbeinigen Landsknechts, der Saufen und Mädels liebt und mit dem Gottseibeiuns auf vertrautem Fuß steht; sein Becherlied machte die Haut schauern. Dann ist im 2. Bild, dem Forsthaus, das enge Zimmer mit dem Licht der Lampe auf den Köpfen der schweigenden Mädchen ganz erfüllt von heimlicher Unruhe und dumpfem Bangen. Wunderschön auch, wie später die Brautjungfern am Fenster vorbeiziehen, langsam und melancholisch. Die Wolfsschlucht, im Gegensatz zu der Armseligkeit ihrer Inszenierung in der Staatsoper, war hier von einer Leere, die Fülle bedeutet; denn man sah, in tiefer, undurchdringlicher Nacht, nichts und fühlte sich doch umgeben von Schrecknissen. Die Bühnenbilder, die Hans Strohbach für die Volksoper schafft, haben überhaupt in aller Einfachheit charakteristische Linien und schöne Lichtwirkungen, die den Stimmungsgehalt der Szenen treffen. So das Zigeunerbild im Troubadour, das bei Tagesgrauen ein bläulich eingetauchtes Hochtal voll sehnsüchtiger Weite sehen läßt. Sehr ausdrucksvoll sind die Farbenwirkungen auch in Samson und Dalila. Nicht ganz so einverstanden kann man mit der Tristaninszenierung sein. Unverständlich ist das glatte Weiß des Schiffsteils, auf dem Tristan das Steuer führt: Marmor oder Gips? Jedenfalls keine wetterharten Schiffsplanken. Schön ist der 2. Akt: In tiefem Dunkel sitzen Tristan und Isolde, zwei Gestalten zu einer geworden, von innerem Licht strahlend. Befremdlich ist aber im 3. Akt das Lager Tristans, das nicht seitlich steht, die Öde des Meers fühlen läßt, sondern wie ein Paradebett in der Mitte aufgetürmt ist. Doch sind auch in diesem Akt Einzelheiten, die die Versenkung in den Geist des Ganzen zeigen. Der Kampf spielt sich, sehr zum Vorteil, ganz hinter der Mauer ab, nichts von seinem Lärm stört den toten Tristan und die Todesnähe Isoldens. Die Höhen der Aufführung waren der verinnerlichte, tief schmerzbewegte Marke Lattermanns und der (freilich zu jung dargestellte) Kurwenal Plaschkes.

Dieses ist der erste Bericht über die neue Institution, die eine außerordentliche Bereicherung Berlins darstellt und durch den Wagemut ihrer Leiter eine Überwindung der Berliner Opernstagnation der letzten Jahre, namentlich auch eine Neuförderung versunkener Schätze, erhoffen läßt. Man wird bald mehr über sie aussagen können.

Volkstheater Das Berliner Theaterleben hat nur noch eine sehr geringe Beziehung zur Kunst.

Denn in der schleichenden Krise der Theater retten sich die meisten Privatbühnen, indem sie auf jede künstlerische Gestaltung des Spielplans verzichten. Um so erfreulicher ist das Wirken der wenigen Bühnen, die, ihre wirtschaftliche Existenz auf die Arbeiter- und Angestelltenschichten gründend, das ernste Streben haben in diese Kreise künstlerisch Wertvolles hineinzutragen.

Zu diesen Bühnen gehört das unter der Direktion Rehfish-Gorter-Piscator neu eröffnete *Zentraltheater*, das als erste Tat eine vorzügliche Aufführung von *Gorkijs* Kleinbürgern brachte. Es zeigte sich ein junges Ensemble, das ganz im Bann des Stücks gehalten war, und in dem starke Individualitäten aufblühten. So Franz Alland, der eine Krafnatur gestaltete, Fritz Jessner in der sehr echten Verkörperung eines neurasthenischen Pessimisten und Jeanette Bethge als ängstlich gedrückte, Gram beladene alte Kleinbürgerin. Die Hauptrolle des Vaters war allerdings einem Gast, Herrmann Vallentin, übertragen, der die überzeugende Gestalt eines guten, liebevollen, aber sich an seiner eigenen rechthaberischen Enge und seinen eitlen Egoismen bis zur Unzurechnungsfähigkeit selbst zerstörenden Menschen schuf. Die trostlose Atmosphäre des kleinbürgerlichen Familienmilieus wurde von der Regie ausgezeichnet getroffen.

Einen wertvollen Spielplan schafft sich das *Neue Volkstheater*. Es eröffnete seine neue Spielzeit mit einem glücklichen Abend aus Sturm und Drang, der *Lenz'* Engländer und *Goethes* Satyros vereinte. Daß man Lenz' kurzes Liebesdrama aufführte, verdient jeden Dank. Denn dies ist eine Dichtung, so heiß an Atem, so voll aus dem Innersten drängender Empfindung, voll leidenschaftlicher Revolte gegen die Welt des ewig Nüchternen, daß man einen Vergleich mit dem Werther nicht zu scheuen braucht. Die ganze, viel zu wenig erkannte lyrisch-dramatische Kraft des Dichters enthüllt sich hier. Die Regie Paul Bildts hatte sie erfaßt und versuchte in schlichten, prägnanten Bildern die Darstellung mit ihr zu erfüllen. Wenn es nicht restlos gelang, so lag es nicht an der etwas schwachen Besetzung mancher Figuren sondern vor allem daran, daß Carl Ludwig Achaz in der Titelgestalt, wohl voll Gefühl, oft freilich deklamatorisch, jenes rätselhaft

Schicksalsergriffene nicht hatte, das beim Hörer den letzten Glauben erweckt. Für Goethes Satyros fand Bildts Regie das Rechte: ein zwischen innigem, weiten Schauen und derblustiger Groteske Hin- und Herschwanken. Vorzüglich die zu beiden Seiten aufgereihten, schafsköpfigen Gestalten persiflierten Griechentums, ihr chorisches Sprechen in seiner inbrünstigen Stupidität. Eine gelungene Ironisierung der Volksmeinung, Bildt selbst als leuchtend äugender Satyros, trotz sehr realistischen Naturgepflogenheiten, mehr Geschöpf eines warm strömenden Pantheismus als animalisch. Ein Gottier mehr als ein Tierrgott. Goethe läßt Raum für beides. Als Eremit hat Leonhard Steckel ein zwingendes, schlichtes, gütig-freundliches religiöses Weltgefühl.

Dann gab das Neue Volkstheater *Hauptmanns* Michael Kramer, gleichfalls unter Leitung Bildts, der auch den Kramer darstellte. Er ist milder, freundlicher als seine Vorgänger, er hat keine Härten, und der Kampf mit seinem Sohn verliert daher etwas von seiner Unausweichlichkeit. Aber er gibt eine Gestalt, und es strahlt von ihm edles und aufrichtiges Menschentum aus. Nur mitunter, im letzten Akt, zieht sich ein Ton leiser Pathetik hindurch. Von ihr ist, in anderm Sinn, auch Fränze Roloffs gefühlsstarke Michaeline nicht frei, die manchmal, anstatt zu reden, ins Versprechen verfällt. Steckels Arnold gibt sein weitaus Bestes in stummen Momenten vor dem Vater, wenn sich in seiner geduckten, scheuen Haltung, den unstet seitwärts gerichteten Blicken ein schmerzlicher Seelenkampf abspiegelt. Zug um Zug echt in Aussehen, Haltung, Tonfall ist die Liese Bänsch der Paula Batzer, ein gutmütiges, sinnlich-eitles, beschränktes Geschöpf, bewußt und naiv zugleich; die charakteristisch gegebene Wirtshausszene erhielt durch sie die Atmosphäre. Die Aufführung war in schlichter Ergriffenheit dem Dichter treu.

Russische Kleinkunst

In Berlin existiert zurzeit eine Anzahl russischer Kleinkunsth Bühnen, die ein Stück russischer Kultur enthüllen. Anders als unsere Cabarets stehen diese Bühnen, ob besser oder schlechter, in einem innern Zusammenhang mit ihrem Volkstum. Ihre Darbietungen kreisen oft um das Leben des russischen Menschen, vor allem des Bauern als der Verkörperung des Russentums. Die schwermütigen und keck-wilden russi-

schen Lieder werden mit der ganzen slawischen Weichheit gesungen, und ihr Inhalt gespielt und getanzt. Das Ganze gibt Bilder, die in die Sinnenschwere und die phantastisch-naive Buntheit des russischen Volks getaucht sind, dessen starkem Blut doch immer etwas Langsames, Insichgekehrtes anhaftet. So hat man nachhaltigen Eindruck von den Tanzszenen des *Russischen Romantischen Theaters*, vor allem von der *Bojarenhochzeit*, in der ein ehrwürdiger Uralter, er für ganz Rußland, zärtlich umwacht von einem jungen Spaßmacher, das Hochzeitslied singt, worauf die Bojarentänze immer sinnlicher und doch in Gehaltenheit um ihn wirbeln. Und im *Karussell*, das in der Berliner Sezession unter dem Direktor Boris Ewelinow aufgeschlagen wurde, ergreift am tiefsten die Ballade von Stenka Rasin, schwermütig-feierlich gesungen, durch die Mienen dunkler, abenteuerlicher Gesichter dargestellt. Originell ist auch der übermütig schreiende Chorgesang Russischer Lubok, szenisch riesig witzig, wie die Gesichter, in allerlei Volkstypen grellbunt geschminkt, durch eine jahrmarkts-haft bemalte Pappdekoration springen. Das Russische Romantische Theater im Apollotheater zeigt auch etwas von russischer Einfühlungskraft in das Wesen eines Musikwerks. Man gab, schön gesungen und von Pawla Kosmowskaja, E. Iwanowa, L. von Riegen, Anna Rojak und W. Emeljanow bedeutend dargestellt, unter der Regie Boris Romanows und der musikalischen Leitung Georg Pomeranzews *Glucks Maienkönigin*, die aus dem Repertoire des Berliner Opernhauses leider verschwunden ist. Sie wurde nicht in der üblichen gepuderten Rokokosüße gegeben (die seit der Neubearbeitung von Mozarts Figaro allzu viel gesehen wurde und allzu belanglos geworden ist). Es war ein Schäferidyll von jener absoluten Künstlichkeit, die wiederum Natur geworden ist. Wenn der Vorhang sich hebt, sieht man eine reglose Gruppe von Figuren, die aus Porzellan scheinen, dessen Glanz man zu fühlen glaubt. Wie der Gesang ertönt, erwachen sie zum Leben, und sie leben nur durch die Musik, deren Klang sie hervorlockt, um sich selbst dann in Bewegung umzusetzen. So ist es ein Spiel mit wundervollen Einzelheiten, die das Auge durch das Ohr entzücken. Nur ein Spiel der feinen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts, und doch von einer leise hindurchziehenden Wehmut, daß dieses Leben nur ein Spiel sei.

Totenliste Eine der interessantesten Persönlichkeiten unter den deutschen Theaterdirektoren, *Philipp Bock*, ist, 77 Jahre alt, diesen Sommer gestorben. Bock, ein geborener Berliner, hat 2 Jahrzehnte in Petersburg als Leiter deutscher Bühnenkunst gewirkt und den Deutschen in Rußland sowie den Russen damit deutsches Kulturleben vermittelt. Bock kam vom Liebhabertheater her zur Bühne und war dort gleichermaßen im Schauspiel wie in der Oper tätig. Seine Fähigkeiten lagen nach der Seite eines sichern Stilgefühls und feinen geistigen Verständnisses. Am 21. Juni starb in Berlin im Alter von 65 Jahren *Georg Graf von Hülsen-Haeseler*, der bis zu seinem freiwilligen Ausscheiden im November 1918 15 Jahre lang Generalintendant der preußischen Hoftheater gewesen war. Vorher hatte er, seit 1893, das Wiesbadener Hoftheater geleitet und dort alljährlich prunkvolle Maifestspiele veranstaltet, die sich des Wohlwollens Wilhelms II. erfreuten. Hülsen-er, der besonders der Oper sein Augenmerk widmete und dort auch zuweilen selbst Regie führte, war ganz Theaterleiter im Sinn und Stil der wilhelminischen Zeit. Das Schauspielhaus besonders führte unter seiner Ägide, die einen leeren Klassizismus pflegte, kaum noch ein Leben. Und die Oper verlor unter ihm die feine Vornehmheit der Ära Hochberg. Schon der Theaterzettel, auf dem jetzt das Auftreten von Gästen, ganz in der Manier der Provinztheater, als »Gastspiele« angekündigt wurde, sank in niedere Regionen. Die Neueinstudierungen zeigten einen Prunk, der aber der Diskretion entbehrte und daher im Grunde ärmlich wirkte. Aus dem Spielplan verschwand allmählich Mozart (die "assyrische" Neueinstudierung der Zauberflöte im Jahr 1910 rechnet auch dazu). Aber es war wohl nicht leicht unter jenem Kurs Intendant zu sein. Am 23. Juli starb, 73 Jahre alt, *Klara Meyer*, die ehemals berühmte Heroine des Berliner Königlichen Schauspielhauses, die dort seit 1871 als Liebling des Publikums und besonders der Studenten die klassischen Liebhaberinnen und Heldinnen verkörperte. Die Künstlerin, eine Entdeckung Emil Devrients, kam vom Dessauer Hoftheater nach Berlin. Man rühmte an ihr die vollendete Sprachkunst, die musikreiche, volle Stimme, den Adel der Erscheinung, das Ebenmaß der Bewegung. 1891 nahm sie zum Schmerz aller Theaterliebhaber Berlins Abschied von der Bühne.

Am 30. Oktober starb in Berlin *Ludwig Hartau*, im Alter von 44 Jahren, an einem Herzschlag. Er war einer der bedeutendsten Episodisten der deutschen Bühne. Vor 15 Jahren wurde er im Deutschen Theater unter Reinhardt als Sekretär im Grafen von Charolais entdeckt. Sein erster Schauspieler im Hamlet war eine bedeutende Leistung. Und im Theater in der Königgrätzer Straße gestaltete er den Offizier im Traumspiel in unvergesslicher Weise. Dennoch war er kein eigentlich stücktragender Darsteller. Er besaß Kraft der Sprache, Leidenschaft, Phantasie in fast überreichem Maß. Doch das Format der großen Persönlichkeit hatte er nicht, das unerklärbar Überragende, das sie kennzeichnet, strahlte von ihm nicht aus. So blieb er in den großen Rollen hinter seinen episodischen Leistungen zurück. An dieser Tatsache hat Hartau wohl menschlich und künstlerisch gelitten. Der Tod rief ihn ab, gerade als er sein neues Engagement am Staatstheater antreten wollte.

Endlich muß in dieser Rundschau noch *Arthur Bertholds* gedacht werden, der vor einem Jahr, am 1. November 1921, im Alter von 66 Jahren in Oberkassel bei Düsseldorf gestorben ist. Berthold war Ende der achtziger Jahre von Hamburg aus, wo er als Rechtsanwalt gewirkt hatte, infolge einer Affaire, die ihm als Menschen Ehre machte, ihm aber das Dasein in der Gesellschaft Hamburgs verleidete, nach Berlin übersiedelt und hatte sich dort, als Mitglied ihres Literarischen Ausschusses, große Verdienste um die Freie Volksbühne erworben. 1913 war er als Dramaturg und Stellvertreter Direktor an das Düsseldorfer Schauspielhaus gekommen. Als Schriftsteller ist Berthold hauptsächlich durch 2 Bände Aphorismen *Meine Ansicht und Andeutungen* hervorgetreten. Den Sozialistischen Monatsheften war er, in ihren ersten Jahren, Freund und Mitarbeiter.

Kurze Chronik Die Münchener Gewerbeschau brachte eine Übersicht über das deutsche moderne *Bühnenbild*, die die wichtigsten Probleme der Szenengestaltung darstellt. Henry Helbig brachte Konstruktionen zur möglichst starken Ausnutzung des Zuschauerraums. Pirchans Kabarettbühne greift auf die Prismenkulissen der Antike zurück und erreicht damit eine sehr große Verwandlungsmöglichkeit. Wichtig sind die Entwürfe, die von der gemalten Bühne zur architektonischen durch hoch

gesteigerte Lichttechnik zurückführen. In erster Reihe stehen dabei die Pläne von Kurt Gutzeit, Bernhard Pankok, Ernst Stern und Emil Pirchan. Das Modell einer neuen Art Bühne schuf Strnad. Er führt die Bühne als drehbaren Ring um den Zuschauerraum herum, so daß eine große Zahl Bilder aufgebaut werden kann. Da beinahe die Hälfte des Zuschauerraums von der Drehbühne eingefasst wird, so ist das Publikum gewissermaßen in das Spiel eingefügt. ◊ Die *Göttinger Händelfestspiele* wurden dieses Jahr mit der Oper *Julius Caesar* und mit der bereits im Vorjahr gegebenen *Otto und Theophano* fortgesetzt. Wiederum erwies sich die Kraft der Händelschen Werke. Die Aufführung stand musikalisch und szenisch auf hohem Niveau. Die szenische Leitung war Hanns Niedecken-Gebhardt übertragen, der den Bühnenstil des *Julius Caesar* überzeugend traf. Unter den Solisten ragten der Baritonist *Wilhelm Guttman* (der jetzt an der Berliner Großen Volksoper wirkt) und *Georg A. Walter* hervor.

Literatur

Den Wiener Kulturbesitz führt uns eine hübsche, kleine von Paul Stefan herausgegebene Sammlung *Die Wiedergabe* /Wien, Wiener Literarische Anstalt/ vor die Augen. In der Hauptsache handelt es sich um Analysen und Biographien von Bühnenkünstlern. So schreibt *Wilhelm Wymetal* über die *Jeritza*, *Artur Rundt* über *Maria Meyer* und *Karl Etlinger*, *Erhard Buschbeck* über die *Medelsky*. Andere Bändchen sind der Wiener Oper, deren Entwicklung kurz und übersichtlich dargelegt wird, und dem Wiener Renaissance-theater gewidmet. ◊ *Meine Streiche* beim Theater nennt *Richard Alexander* ein Bändchen *Erinnerungen* /Berlin August Scherl/, das seinen Werdegang bei der Schmiere, seinen Aufstieg und seine Glanzzeit am Berliner Residenz-theater schildert. Das Büchlein, mit heiterem Humor liebenswert geschrieben und mit Bildern des Künstlers in berühmten Rollen geziert, wird den zahlreichen Verehrern dieses in seiner Art Unvergleichlichen (der jetzt, 70 Jahre alt, in Berlin, auf der Bühne des Residenztheaters, das man sich ohne Alexander nie recht denken konnte, in alter Geschmeidigkeit seine fröhliche Auferstehung gefeiert hat) eine Erinnerungen weckende Gabe sein. ◊ Die jugendliche Tänzerin *Niddy Imppekoven* (siehe über sie diese Rundschau, 1920 I, Seite 113 f.) hat in kurzen Um-

rissen ihren Werdegang beschrieben /Dresden, Alwin Huhle/. Das Buch hat einen großen Ernst, eine bildnerische Sprachkraft und zeugt für das tiefe künstlerische Ringen dieser genialen Gestalterin. Beigegeben sind Aufnahmen aus ihren prägnantesten Tänzen. ◊ Der Verlag Franz Schneider in Berlin und Leipzig gibt unter dem Titel *Schneiders Bühnenführer* eine Sammlung heraus, die dem Theaterpublikum als knappe, populär gehaltene, auf Inhalt und Wesen der jeweiligen Hauptwerke eines Bühnendichters zielende Anleitung zum Verständnis moderner Dramenliteratur dienen und auch über die Biographie der Autoren orientieren soll. Es werden zunächst Führer zu solchen, meist modernen, Dramatikern herausgebracht, die noch nicht allgemein bekannt sind. So schrieb bisher über Emil Gött Gustav Peters, über Shaw und Rolf Lauckner Fritz Engel, über Ibsen Karl Strecker. Die beste, weil tiefstdringende der bisher ausgegebenen Broschüren ist die Ludwig Marcuses über Georg Büchner.

KULTUR

Technik / Heinrich Lux

Aluminium

Während des Weltkriegs begann man in Deutschland in großem Umfang Aluminium zu erzeugen. Hauptabnehmerin war die elektrotechnische Industrie, die es statt des Kupfers als Wickelmateriale für Dynamomaschinen und Motoren, vor allem aber, mit Stahldraht verseilt, für Leitungszwecke verwendete. Es galt allerdings zunächst nur als Ersatzmaterial, und es wurde ihm fast das gleiche Mißtrauen entgegengebracht wie den übrigen Ersatzstoffen üblen Angedenkens. Daher suchte man nach Beendigung des Krieges sich möglichst rasch wieder des Aluminiums zu entledigen. Der Mangel an Kupfer und Nickel in Deutschland zwingt aber dazu ihm wieder eine größere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Bestimmend für die Verwendbarkeit des Aluminiums sind, außer der Kleinheit seines spezifischen Gewichts, seiner großen Dehnbarkeit, sowie seiner guten Leitfähigkeit für Wärme und Elektrizität, seine chemischen Eigenschaften, insbesondere sein Verhalten gegen die Atmosphärlilien und Säuren. Stark angegriffen wird Aluminium von Salzsäure und Flußsäure. Dagegen ist es recht widerstandsfähig gegen Schwefelsäure und vor allem gegen starke Salpetersäure. Es

wird deshalb auch in ausgedehntem Maß zu Nitrierpfannen und anderen Apparaten der Sprengstoffindustrie verwandt. Von Kohlensäure und schwefliger Säure, die immer in den Heizgasen vorhanden sind, wird es nicht beeinflusst. Stark korrodierend auf Aluminium wirken konzentrierte Lösungen der Halogensalze (Kochsalzlösung zum Beispiel), ferner Laugen, wie Soda- oder Pottaschelösung, Ätznatron oder Ätzkalilösungen. Organische Säuren, wie Fettsäuren, Apfel- und Milchsäure und vor allem Essigsäure, wirken nur sehr schwach auf Aluminium ein, und die sich bildenden farblosen Salze sind ungiftig. Dieses Verhalten hat dem Aluminium große Verwendungsgebiete im Haushalt, in der Fett- und Ölindustrie, in Brennereien, Brauereien, in Essigfabriken, Zuckerfabriken, der Nahrungsmittel-, der Lack- und vielen anderen Industrien erschlossen. Sein Verhalten gegen die Atmosphärlilien: Wasserdampf, Kohlensäure, schweflige Säure, machen das Aluminium vor allem für elektrische Freileitungen geeignet. In feuchter Luft überzieht sich das Aluminium sehr rasch mit einer dünnen Oxydhaut, die das Metall vor weiterer Oxydation schützt, und die ihm die große Beständigkeit gegen Oxydationsmittel aller Art, insbesondere gegen Salpetersäure, verleiht. Auf diese Eigenschaft stützen sich auch verschiedene Verfahren andere Metalle, insbesondere Eisen, gegen den Angriff von Seewasser und Atmosphärlilien zu schützen. Das Eisen wird oberflächlich mit Aluminium legiert; im Feuer verwandelt sich die Aluminiumschicht in Oxyd, das dann das darunter liegende Eisen schützt. Die sich in der Atmosphäre bildende Oxydhaut auf dem Aluminium ist um so dichter, je reiner das Aluminium ist. Alle Mißerfolge erklären sich aus Verunreinigungen mit Kupfer oder Zink, die zusammen mit dem Grundmaterial, dem Aluminium, eine galvanische Kette bilden, deren Lösungspol das Aluminium darstellt. Derartige Verunreinigungen führen deshalb auch zu sehr rascher Korrosion der Leitungsdrähte.

Wenn nur auf seine chemische Reinheit genügend geachtet wird, hat sich Aluminium als Leitungsmaterial ausgezeichnet bewährt, an den Meeresküsten sogar besser als Kupfer; daher die steigende Anwendung des Aluminiums für Freileitungen. Neuerdings wird das Aluminium zu den großen staatlichen Netzen verwandt, die die Kraftübertragung in den zerstörten Gebieten zu ver-

sehen haben. Auch die Erfahrungen der Kraftversorgung Golpa-Berlin, bei der Reinaluminiumseile verwandt wurden, sprechen zugunsten des Aluminiums. Wird besonderer Wert auf größere Festigkeit gelegt, so sind Stahlaluminiumseile vorzuziehen, die in ihrer Sicherheit auch den Kupferleitungen weit überlegen sind.

Von grundlegender Bedeutung ist natürlich die Wirtschaftlichkeit. »Vom Juni bis zum 31. Dezember 1921 sind«, wie die Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure ausführt, »76 623 Tonnen Kupfer im Wert von etwa 3 Milliarden Mark eingeführt worden. . . Durch Verarbeitung von Aluminium lassen sich erhebliche Summen sparen. Werden heute zum Beispiel nur 10 bis 15 % des eingeführten Kupfers durch deutsche Rohstoffe ersetzt, also etwa 1500 Tonnen im Monat, so ergibt das bei einem Kupferpreis von 80 Mark pro Tonne rund 1500 Millionen Mark im Jahr. Aluminium darf in Anbetracht des Gewichtsverhältnisses das 1,55fache des Kupfers kosten; die deutschen Aluminiumwerke haben sich verpflichtet bei einem Reingehalt von 99 % zu einem Preis von 1,3fachen des Kupfers zu liefern.« Es ist deshalb ein einfaches Gebot der Selbsterhaltungspflicht überall, wo es nur irgend zugänglich ist, Kupfer durch Aluminium zu ersetzen.

Die gleiche Eigenschaft, die das Aluminium so außerordentlich beständig gegen den Einfluß der Atmosphärien macht, nämlich die leichte Bildung einer dichten Oxydhaut, bewirkt allerdings zugleich auch, daß sich Aluminium nur schwer autogen schweißen und eigentlich überhaupt nicht löten läßt. Beide Operationen verlangen nämlich für die Vereinigung der Metalle vollständig oxydfreie Oberflächen, und diese sind beim Aluminium nur durch besondere Kunstgriffe zu erreichen. Die größten Erfolge sind bisher durch das Ulrich Schoopsche Aluminiumschweißverfahren erzielt worden, bei dem mittels eines Knallgas- oder eines Azetylen-Sauerstoff-Brenners die zu vereinigenden Stücke direkt zusammengeschmolzen werden, wobei bestimmte Halogensalze dazu benutzt werden im Schmelzfluß das Aluminiumoxyd von der Metalloberfläche durch Lösung zu entfernen. Es gelingt auf diese Weise Teile aus gegossenem wie aus gewalztem Aluminium durch autogene Schweißung mit einander sicher zu vereinigen, wenn der Schweißer über eine gewisse Geschicklichkeit verfügt. Wichtiger für die

Praxis wäre allerdings das Löten des Aluminiums, weil hierbei unter Verwendung eines Lots von geringerm Schmelzpunkt als die zu vereinigenden Stücke, diese nicht selbst bis auf Schmelztemperatur gebracht zu werden brauchen, wobei immer die Gefahr besteht, daß in das Material Löcher hineingebrannt werden. Leider ist das Problem des Aluminiumlötens, trotz wiederholten und hoch dotierten Preisausschreiben, noch immer nicht befriedigend gelöst.

Nichtrostender Stahl Der Rost ist der größte Feind des Eisens und

Stahls. Eisen rostet bei der gleichzeitigen Einwirkung von Wasser und Luftsauerstoff. Der Eisenrost hat aber im Gegensatz zu dem Rost anderer Metalle, etwa dem Edelrost des Kupfers (Patina), die unangenehme Eigenschaft nicht das darunter liegende Eisen gegen weitere Angriffe der Atmosphäre und des Wassers zu schützen sondern das Weiterrosten bis zur völligen Zerstörung des Grundmaterials zu fördern. Das Verhindern des Rostens hat deshalb schon immer die größten Anstrengungen von Chemikern und Technikern herausgefordert; bisher leider ohne größern Erfolg. Alle Methoden das Rosten zu verhüten liefen immer darauf hinaus die Oberfläche des Eisens gegen die Luft abzusperren, entweder durch einen gut haftenden, dichten Farbanstrich, oder durch einen Überzug mit nichtrostenden Metallen. Von den Farbanstrichen hat die größte Bedeutung mit Leinölfirnis angerührte Mennige als Grundanstrich, auf die dann irgendein beliebiger zweiter Anstrich kommt. Doch hält auch dieser Anstrich, so sorgfältig er auch ausgeführt sein mag, nicht länger als etwa 2 bis 3 Jahre. Wenn der Anstrich rissig zu werden beginnt, gestattet er den Atmosphärien Zutritt zu dem darunter liegenden Eisen, das dann in feuchter Luft oder in lufthaltigem Wasser unter dem Farbanstrich munter weiter rostet. Es bleibt deshalb nichts anderes übrig als mit Farbanstrich versehene Eisenkonstruktionen, Schiffe und dergleichen in regelmäßigen Zeitabständen vollständig von dem Farbanstrich zu befreien, die Rostschichten sorgfältig abzukratzen und dann wieder mit einem neuen Anstrich zu versehen. Das Überziehen des Eisens mit dünnen Schichten nichtrostenden Metalls hat seit der Durchbildung der Galvanostegie eine außerordentlich große Bedeutung gewonnen. Gebrauchsgegenstände aller Art werden

heute verkupfert und vernickelt. Leider aber sind die dünnen Schichten, die auf die Eisenunterlage elektrolytisch aufgebracht werden können, rascher Abnutzung unterworfen, so daß sehr bald wieder an der einen oder der andern Stelle die Luft oder Flüssigkeiten Zutritt zu dem Eisen selbst erlangen, das dann auch unter einem dichten Metallüberzug weiter rostet, wobei der sich bildende Rost den Metallüberzug absprengt.

Bei dieser Sachlage ist die Erzeugung nichtrostender Eisen- und Stahlsorten von größter Bedeutung für Industrie und Technik. Die ersten Erfolge mit diesen nichtrostenden Eisensorten sind von Krupp erzielt worden, der Turbinenschaukeln, Messer usw. aus Chrom-Nickel-Eisen-Legierungen herstellte. Auch von anderer Seite sind entsprechende Legierungen ausfindig gemacht worden, die dem Rosten so gut wie gar nicht ausgesetzt sind. Alle diese Legierungen sind durch einen Gehalt an Chrom (etwa 13 %) im Eisen charakterisiert. Meist kommt auch noch ein kleiner Nickelzusatz hinzu. Die schützende Wirkung des Chroms auf Eisen und Stahl kann man nach den neueren Untersuchungen G. Tammanns etwa so erklären, daß bei gewöhnlichem Eisen sich an der Oberfläche verhältnismäßig rasch jedes Eisenatom mit einem Sauerstoffatom verbindet, wodurch der Zusammenhang mit den tieferliegenden Atomen verloren geht. Ein ähnlicher Vorgang findet auch bei der Oxydation des Chroms statt. Der Unterschied besteht hier aber darin, daß sich die Sauerstoffbelegung bei Chrom leicht bildet und sehr beständig ist, während sie sich beim Eisen sehr schwer bildet und unbeständig ist. Diese Oxydhaut bei Eisen-Chrom-Legierungen ist im allgemeinen so fein, daß sie auch mit den stärksten Mikroskopen nicht mehr sichtbar gemacht werden kann. Ihre Anwesenheit ist vielmehr nur durch Prüfung der elektrischen Eigenschaften gegen eine Normalsäurelösung festzustellen. Diese Oxydhaut schützt, wenn sie erst einmal gebildet ist, das Chrom und seine Legierungen mit höherem Chromgehalt weitgehend vor Angriffen durch Wasser oder eine Säure.

Bei den vorzüglichen Eigenschaften der Chromstähle und ihrer Widerstandsfähigkeit gegen die Angriffe durch Luft, Wasser und Säuren hätten sie wesentlich rascher eine große Bedeutung in Industrie und Technik gewonnen, wenn sich nicht bei ihrer Bearbeitung außerordentliche Schwierigkeiten herausge-

stellt hätten, die erst durch eingehende Studien überwunden werden konnten. Eine der charakteristischen Eigenschaften des Stahls ist seine Härtebarkeit. Auf eine bestimmte Temperatur (Weißglut) erhitzt und dann plötzlich abgekühlt wird der Stahl glashart und äußerst spröde. Läßt man diesen Stahl dann wieder an, das heißt erhitzt man ihn vorsichtig wieder auf eine höhere Temperatur, so kann man ihm jeden gewünschten Härtegrad und jede gewünschte Festigkeit erteilen. Das Anlassen vollzieht sich hierbei in einer der Kontrolle sehr leicht zugänglichen Weise, indem nämlich die verschiedenen, bekannten Anlauffarben der Reihe nach auftreten (Rot, Blau, Gelb, Strohgelb usw.), die die jeweils grade erreichte Temperatur kennzeichnen. Die Anlauffarben sind die Farben dünner Häutchen, herrührend von der geringeren oder größeren Dicke der Oxydschicht. Diese Anlauffarben treten nun beim Chromstahl nicht auf, eben weil sich selbst beim Erhitzen in freier Luft keine Oxydschichten auf der Oberfläche bilden. Während ein Stück gewöhnlichen Stahls, wenn es abwechselnd erhitzt und in freier Luft wieder abgekühlt wird, allmählich vollständig verzundert, kann ein Stück polierten rostfreien Stahls stundenlang im offenen elektrischen Ofen auf 900° erhitzt werden, und nach dem Abkühlen zeigt es die gleiche Politur wie vormem. Beim Härten des Chromstahls kann man deshalb nur mit Hilfe von Salz- oder Metallbädern arbeiten, wobei gleichzeitig genaue Temperaturmessungen vorgenommen werden müssen. Das erfordert natürlich von vornherein komplizierte und kostspielige Einrichtungen, die kleinere Betriebe nicht vornehmen können, während gewöhnlicher Stahl selbst in den kleinsten Werkstätten mühelos gehärtet und angelassen werden kann. Auch sonst zeigen die nichtrostenden Chromstähle eine etwas andere Abhängigkeit von der Temperatur als gewöhnlicher Kohlenstoffstahl. Diese Verhältnisse mußten erst sorgfältig studiert werden, ehe man in der Lage war die Eigenschaften und die Bearbeitung des Chromstahles vollkommen zu beherrschen.

Das rostfreie Eisen kann in Form von Stangen, Bändern oder Blechen beliebiger Dicke hergestellt werden. Die Stücke lassen sich autogen schweißen, am besten auf elektrischem Weg. Das Material kann warm durch Schmieden und Pressen und auch kalt durch Stanzen usw. in Form gebracht werden. Auch Münzen

lassen sich aus ihm prägen. Ein besonderes Verwendungsgebiet bilden chirurgische und zahnärztliche Instrumente, auch für Gebißplatten eignet sich der rostfreie Stahl ausgezeichnet. Da die rostfreien Stähle durch die im Mund vorhandenen organischen Säuren nicht angegriffen werden, also auch nicht "schmecken", wie gewöhnlicher Stahl, so können sie auch zur Herstellung von Gabeln, Löffeln und dergleichen verwendet werden. Ein weites Anwendungsgebiet bilden Beschläge, Griffe, Kochgeschirre, Schmuckstücke usw.

Drahtlose Telegraphie

Der Verlust unserer direkten Kabelverbindungen mit Amerika auf Grund des

Versailler Vertrags war zwar überaus schmerzlich. Aber das Ziel uns dadurch wirtschaftlich zu schädigen wird doch schwerlich erreicht werden. Denn der Funkdienst erweist sich dem Kabeldienst bereits heute als nahezu ebenbürtig und wird ihm, wenn nicht alles täuscht, bald weit überlegen sein. Das gilt insbesondere für den drahtlosen Verkehr zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika, nachdem jetzt dort eine Riesenstation im Ausbau begriffen und teilweise schon dem Verkehr übergeben worden ist. Diese Station befindet sich in Rocky Point auf Long Island, etwa 100 Kilometer von New York entfernt; sie wird nach ihrem völligen Ausbau mehrere Großstationen in sich vereinigen. Ebenso wie die Großfunkstation in Nauen mit Berlin wird die Radio Central in Rocky Point mit New York in direkter Verbindung stehen, so daß die in Berlin oder New York aufgegebenen Telegramme, ohne daß sie umtelegraphiert zu werden brauchen, unmittelbar in das Äthermeer hinausgeschickt werden können.

Genau so wie Nauen wird auch Rocky Point ausschließlich mit Hochfrequenzmaschinen arbeiten, die ungedämpfte Schwingungen von hoher Schwingungszahl liefern. Während jedoch die Hochfrequenzmaschinen in Nauen nur 6000 Schwingungen in der Sekunde liefern, die durch Frequenztransformatoren auf 48000 Schwingungen gebracht werden, arbeitet die Radio Central mit Alexandersonhochfrequenzmaschinen von 200 Kilowatt Leistung, bei denen die gewünschte Schwingungszahl direkt im ruhenden Anker erzeugt wird. Die deutschen Maschinen sind betriebssicherer, und je nach der Zahl der Transformierungen lassen sich die gewünschten Schwingungszahlen errei-

chen; dafür ist die Anwendung von Frequenztransformatoren in Kaskadenschaltung nicht ganz so einfach, und die Anlage ist nicht so übersichtlich und gedrängt wie bei den Alexandersonmaschinen, die wegen des bei ihnen unentbehrlichen Zahnradzwischengetriebes häufiger Störungen erleiden.

Besonders interessant ist die Antennenanlage der Rocky Point Station. Von der zentralen Sendeanlage gehen nämlich 12 gewaltige Antennenzüge in sternförmiger Anordnung aus. Von diesen Antennen sind je 1 für den Verkehr mit Deutschland, Frankreich, England, Polen, Dänemark, Schweden-Norwegen, 3 für den übrigen Verkehr mit Europa und 3 für den südamerikanischen Verkehr bestimmt. Die Anlage ist so geplant, daß mehrere weitere Gruppen nach Fertigstellung erforderlichenfalls zwecks Erhöhung der Leistung zusammengeschaltet werden können. Jede Antenne soll von einer eigenen Hochfrequenzmaschine gespeist werden. Vorläufig sind 10 Hochfrequenzmaschinen vorgesehen. Jede der 12 Einzelantennen wird auf 6 Gittertürmen ruhen. Die Türme sind 125 Meter hoch und an der Spitze mit einem 50 Meter langen Querträger versehen. Sie stehen ohne jede Verankerung frei in Abständen von 420 Meter. An den Querträgern sind 16 Siliziumbronzeseile befestigt, die als Antennendrähte dienen. Auf einen Sternarm entfallen ungefähr 40 Kilometer Antennendraht und 350 Kilometer in den Erdboden eingepflügter Kupferdraht. Die für den Deutschlandverkehr bestimmte Sender- und Antennengruppe ist seit dem 5. November 1921 fertiggestellt und im Betrieb. Die Eröffnung der Deutschlandanlage hat sich sofort durch eine beträchtliche Steigerung des Telegrammverkehrs bemerklich gemacht.

Der Verkehr von Deutschland nach Südamerika wird zurzeit gleichfalls über die nordamerikanischen Funkstellen geleitet, wenn aber die im Bau begriffene Großfunkstelle in Monte Grande bei Buenos Aires fertig sein wird, soll ein direkter telegraphischer Verkehr zwischen Nauen und Monte Grande (12000 Kilometer) stattfinden. Schon jetzt arbeitet wenigstens eine provisorisch in Monte Grande errichtete Aufnahme-Station im direkten Verkehr mit Nauen zur vollen Zufriedenheit, was bisher wegen der in Argentinien besonders stark auftretenden atmosphärischen Störungen große Schwierigkeiten geboten hatte. Die argentinische Großstation wird von der deutschen Gesellschaft Telefunken gebaut.

Totenliste

Aus Paris kam die Meldung, daß der amerikani-
sche Gelehrte *Peter Cooper-Hewitt*, der Erfinder der nach ihm
benannten Quecksilberdampflampe, einer
Lungenentzündung erlegen ist.

Im Februar starb in Remscheid, 65 Jahre
alt, *Reinhard Mannesmann*, der durch
sein mit seinem Bruder gemeinsam aus-
gearbeitetes Verfahren zum Walzen naht-
loser Röhren bekannt und berühmt wur-
de (siehe hier auch die Rundschau
Wirtschaft, 1922 I, Seite 457).

In Graz verschied Ende Februar der Or-
dinarius der technischen Mechanik an
der Technischen Hochschule *Ferdinand
Wittenbauer* in seinem 65. Lebensjahr.

Der Direktor des im Dezember eröffne-
ten Kaiser Wilhelm-Instituts für Metall-
forschung *Emil Heyn* ist Anfang März
im Alter von 54 Jahren gestorben. Er
hatte seine Ausbildung auf der Berg-
akademie in Freiberg erhalten, sich dann
der Gießereitechnik gewidmet und war
in verschiedenen Werken, so auch bei
Krupp, tätig gewesen. Später wirkte er
als Lehrer an der Staatlichen Maschinen-
bau- und Hütten Schule in Gleiwitz, folgte
1898 einem Ruf an das Staatliche Ma-
terialprüfungsamt und erhielt 1901 die
Professur für mechanische Technologie,
Hüttenwesen und Materialprüfung an
der Berliner Technischen Hochschule.
Heyn betrachtete es als seine Lebens-
aufgabe die wissenschaftliche Aufklärung
der Vorgänge bei der Gewinnung der
Metalle und bei ihrer technologischen
Verarbeitung zu fördern. Ihm ist auch
die Gründung der Deutschen Gesellschaft
für Metallkunde zu danken.

Am 20. Juni starb in Dresden *Wilhelm
Hallwachs*, in seinem 63. Lebensjahr. Er
war ein führender Vertreter der elektro-
technischen Forschung. Sein Name ist
mit dem von ihm entdeckten Hallwachs-
effekt dauernd verknüpft.

Kurze Chronik Ein neues *Niagarakraftwerk*,
von 200 000 Pferdestärken
Leistung, wird von der Nia-
gara Falls Power Company errichtet.
Von der Gesamtwassermenge der Fälle
(8000 Kubikmeter in der Sekunde), die
eine verfügbare Leistung von etwa 10 Mil-
lionen Pferdestärken darstellt, sind bis
jetzt $2\frac{1}{2}$ Millionen, also nur ein Viertel,
ausgenutzt; 1 auf der Unions-, $1\frac{1}{2}$ auf
der canadischen Seite. \diamond In Bergwerks-
betrieben aller Art wird in den letzten
Jahren die *Druckluftlokomotive* jeder
andern Triebkraft vorgezogen. Der Bau
von Druckluftlokomotiven mit großem
Fahrbereich wurde erst nach der Einfüh-

rung nahtloser Stahlbehälter möglich, in
denen die zu einem wirtschaftlichen Be-
trieb erforderliche Luftmenge unter dem
Druck von 250 Atmosphären aufgespei-
chert werden konnte. Mit der in den
Behältern aufgespeicherten Druckluft
kann die Lokomotive eine Strecke von
etwa 6 Kilometer zurücklegen. Das Fül-
len der Behälter kann von der Schacht-
leitung aus erfolgen. Da der Betrieb mit
Druckluftlokomotiven jede Entzündungs-
gefahr ausschließt, so ist sie das ge-
gebene Betriebsmittel in feuergefährlichen
Betrieben und in Schlagwetter führenden
Bergwerken. \diamond Die Gesamtzahl der
Kraftfahrzeuge, die am 31. Dezember
1921 in den Vereinigten Staaten von
Amerika amtlich zugelassen waren, beträgt
10 505 660, davon sind 8 484 690 Perso-
nenwagen, 1 010 714 Lastkraftwagen und
Motoromnibusse und 207 930 Motorfahr-
räder; seit 1912 hat sich der Bestand an
Motorfahrzeugen ungefähr verzehnfacht.

\diamond Das Problem des *sprechenden Films*
ist in anscheinend sehr zuverlässiger
Weise von den Ingenieuren Hans Vogt
und Josef Masolle in Verbindung mit
dem Physiker Engl gelöst worden. Auf
diese wichtige Erfindung, die von der
Lorentzaktiengesellschaft durchgearbeitet
wird, wird man noch zurückkommen
müssen. \diamond Die *deutsche Funktechnik*
feiert in diesem Jahr ihr 25jähriges Ju-
biläum. Im Jahr 1897 bauten Slaby und
Graf Arco das nach ihnen benannte
Telefunkensystem aus, und im Jahr dar-
auf erfand Ferdinand Braun den ge-
schlossenen Senderschwingungskreis. \diamond
Am 12. Oktober waren 75 Jahre seit der
Begründung der Firma *Siemens & Hals-
ke* verflossen. Mit 5 Drehbänken und 10
Arbeitern wurde der beschiedene Betrieb
aufgenommen, der sich zunächst ledig-
lich mit dem Bau von Telegraphenappa-
raten befaßte. Unter der Leitung Werner
Siemens' und seiner Söhne ist aus der
unscheinbaren Werkstatt eine "Werk-
stadt" geworden, die in ihren Bauten über
40 000 Arbeiter und Angestellte beschäf-
tigt. Die Firma Siemens & Halske und
die mit ihr verbundenen Firmen wie die
Siemens-Schuckert-Werke, die Firma Ge-
brüder Siemens, die Osramwerke stellen
alles her, was irgendwie mit der Elektro-
technik zusammenhängt. \diamond Der Ordina-
rius an der Forsthochschule in Ebers-
walde *Karl Schwalbe* ist im Nebenamt
Professor in der Abteilung für Chemie
und Hüttenkunde an der Technischen
Hochschule in Berlin geworden; er hält
dort Vorlesungen und Übungen aus dem
Gebiet der Holzchemie ab.